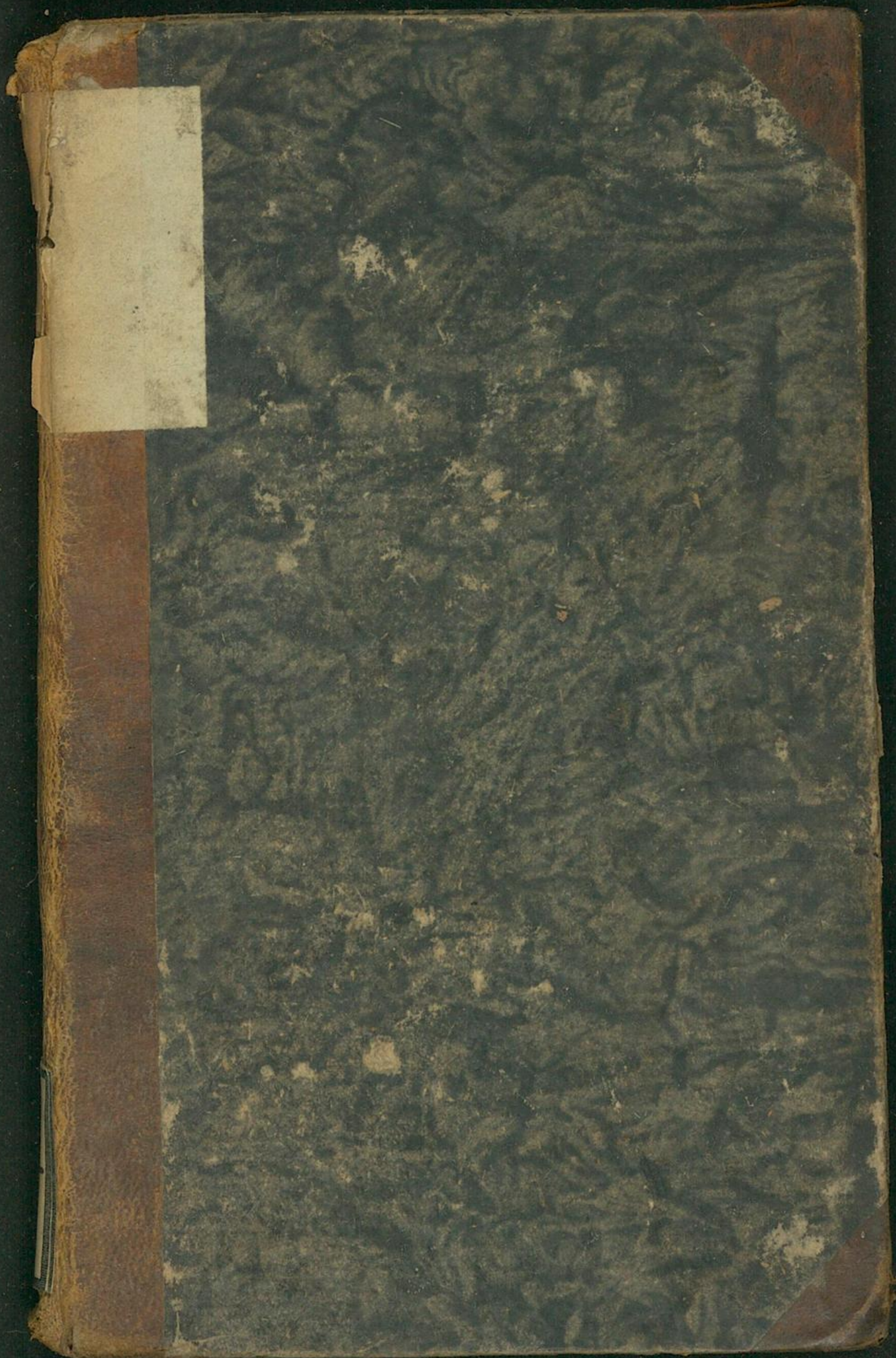




Alt. 4.7.9

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Ednard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 wr. — Pf.	1 wr. 50 Pf.	2 wr. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

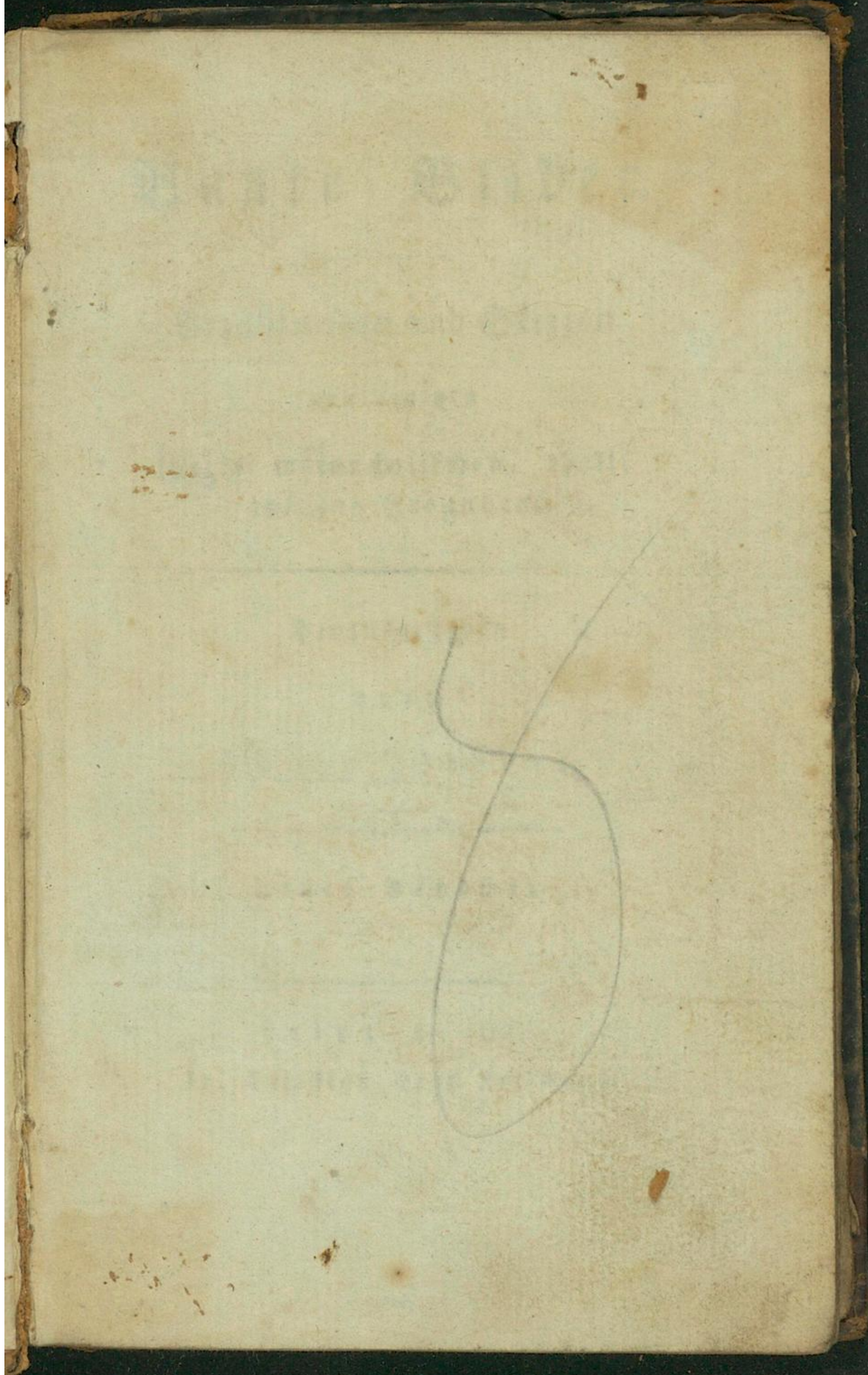
5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

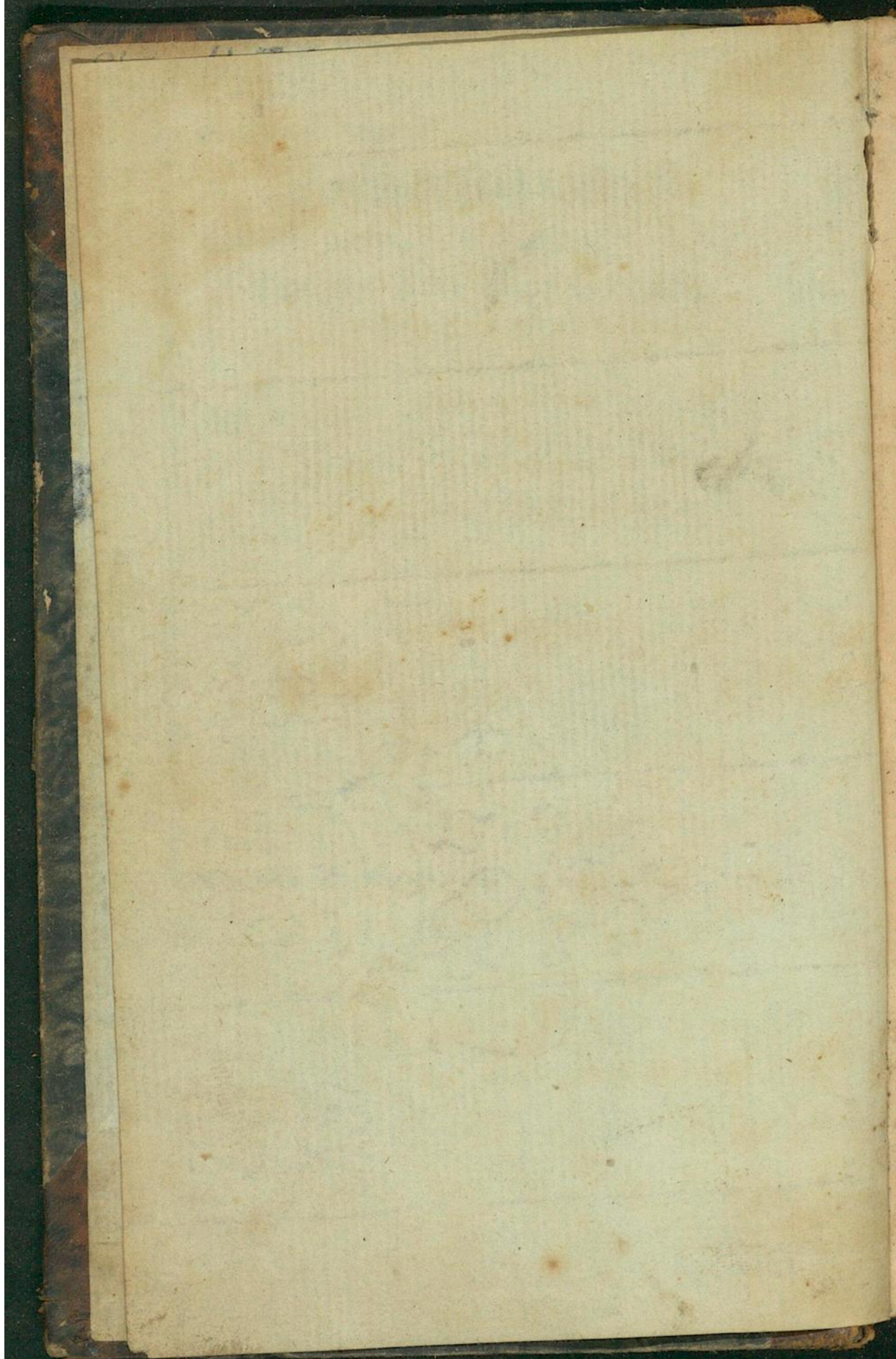
6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

1450.

3764





Bunte Bilder.

Erzählungen und Skizzen

von einigen

theils melancholischen, theils
lustigen Freunden.

Herausgegeben

durch

Gustav Jördens.

Erstes Bändchen.

Leipzig, 1823,

bei Christian Ernst Kollmann.



V o r b e r i c h t

des Herausgebers.

In einer der bedeutendsten Städte des nördlichen Deutschlands entstand in einer stürmischen Zeit ein Dichterbund. Die Mitglieder versammelten sich regelmäßig in jeder Woche zweimal, unterhielten sich über Gegenstände der Aesthetik und Poesie und lasen einander ihre Arbeiten vor.

Nunmehr ist dieser schöne Verein durch die Gewalt der Verhältnisse aufgelöst, und Manche — leider sind es die,

welche die meisten Hoffnungen erregten!
— ruhen schon im Grabe.

Ich selbst gehörte einige Zeit zu diesem Dichterverein, und nach Auflösung desselben erhielt ich von den noch übrig gebliebenen Mitgliedern den Auftrag, aus unserm Archive — in welchem die Arbeiten aufbewahrt wurden — dem Publikum Einiges mitzutheilen.

Mit Freuden unterzog ich mich diesem Gesäfte, und werde daher vorerst Einiges, was im Fache der Erzählung von den Bundesgliedern geleistet worden ist, in einigen Bändchen liefern. Wenn das Publikum dem Unternehmen sich günstig zeigt, folgt Mehreres nach.

Wie in der Gesellschaft, die Karl der Große zur Wiederherstellung der Wissenschaften errichtete, es üblich war, daß die Mitglieder nicht ihre wahren, sondern blos angenommene Namen führ-

ten,*) so wählte sich auch in unserer Gesellschaft jedes Mitglied einen fremden Namen und durfte in der Versammlung nur bei diesem genannt werden. Dies war statutenmäßig.

Da, wenn ein Mitglied etwas vorlas, die andern ihr Urtheil darüber fällten (welches alsdann der Hauptsache nach vom Sekretär niedergeschrieben wurde), so wäre es vielleicht nicht unzweckmäßig gewesen, die Erzählungen mit ästhetischen und kritischen Gesprächen zu durchflechten, wie z. B. Tieck in seinem (großen), Gerle in seinem kleinen Phantasus und Hoffmann in seinen Serapionsbrüdern gethan hat.

Allein ich habe dies unterlassen aus zweierlei Gründen: 1) weil manche Les-

*) Karl z. B. nannte sich (nach Gaillard) David, um wie dieser König ein König nach dem Herzen Gottes zu seyn.

fer, welche bloß Geschichte wollen, aber auf ästhetische Ansichten und kritische Auseinandersetzungen wenig Werth legen, es ungern sehen, wenn sie in der Lektüre durch solche Gespräche unterbrochen werden, 2) weil ich gesonnen bin, im Laufe des nächsten Sommers die Geschichte des Dichterbundes selbst in einem umfassenderen Werke zu schreiben, da sowohl die Verhandlungen dieses Vereins, als die merkwürdigen Schicksale einzelner Mitglieder mir vielen Stoff darbieten. Hier hoffe ich bessere Gelegenheit zu finden, die besondern und abweichenden Ansichten der Mitglieder über einzelne Gegenstände der Poesie und Kunst einzuwoben.

Weiter hätte ich vor der Hand nichts zu sagen. Doch ja — noch Eins. Möglicherweise war es, daß mir einige Splitterrichter über die Aufnahme der Erzählung

Adalberts, des Malers Leiden und Freuden, Vorwürfe machten, weil eine Schilderung darin vorkommt, die allerdings etwas frei zu nennen ist. Es wurde dies sogar von einem Mitgliede unserer Gesellschaft dem Dichter vorgeworfen. Eben deswegen bin ich verpflichtet, die Gründe herzusetzen, mit welchen A. damals sich rechtfertigte und denen ich beitrug. „Der Dichter,“ — sagte A. — „welcher sich vornimmt, durchaus moralisch zu schreiben, wird nie etwas Bedeutendes leisten, denn oft muß er dann über der Moral die Poesie vergessen. Die interessantesten Situationen wird er aus peinlicher Gewissenhaftigkeit ungeschildert lassen. In den Szenen der Schauspiele Shakespeares, welche voll Zweideutigkeiten sind, zeigt sich der Dichter am genialsten, und wir Deutschen hätten Wilhelm Heine

se's herrlichen Ardinghella nicht,
wenn der Dichter von kleinlichen Rücksichten sich hätte leiten lassen. Unmoralische Handlungen schildern heißt noch nicht Immoralität predigen."

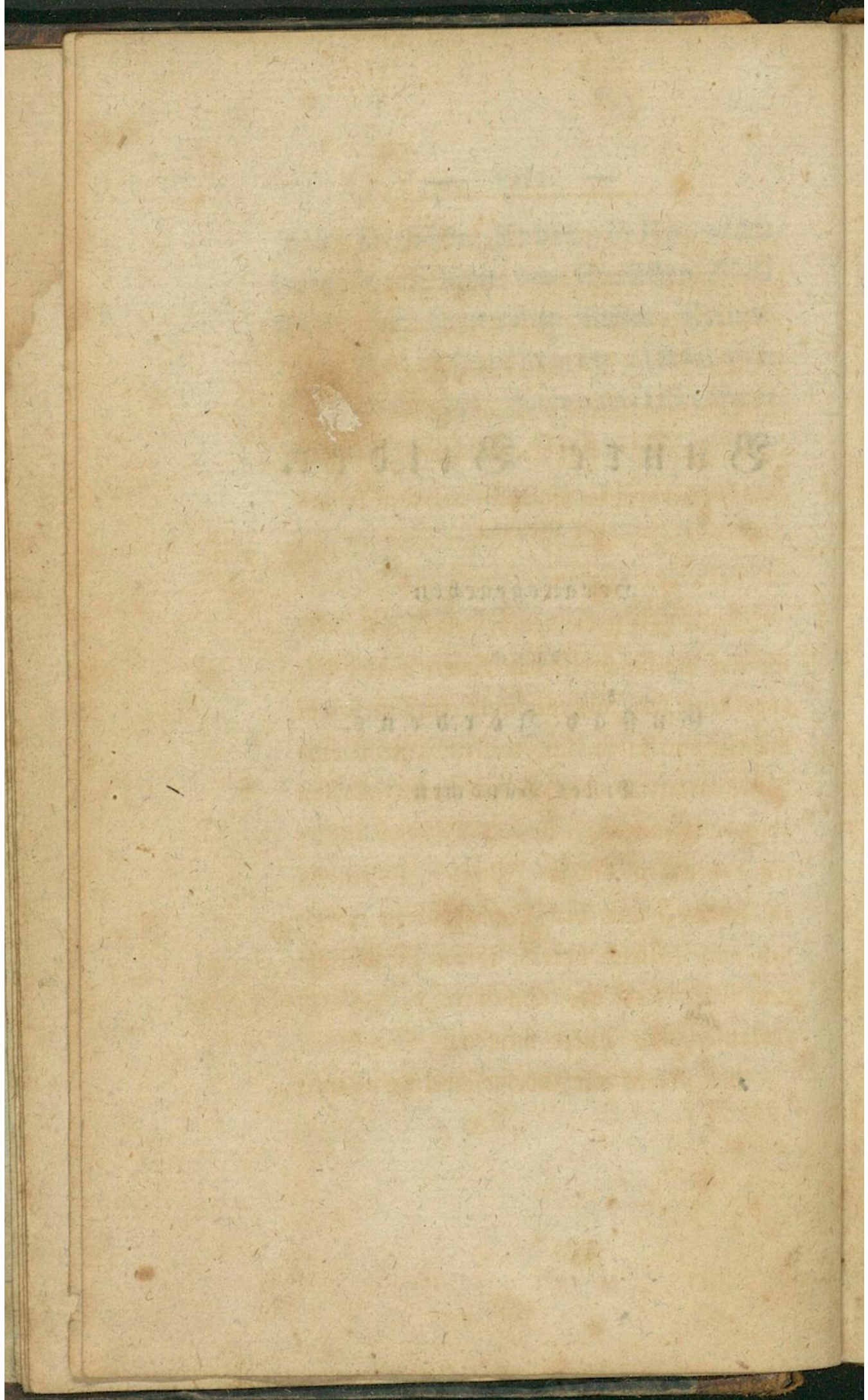
Bunte Bilder.

Herausgegeben

durch

Gustav Försberg.

Erstes Bändchen



Die stille Insel.

(Aus den Papieren des berühmten Reisenden Peregrinus Proteus.)

— — Mit meinen beiden Nichten war ich auf der Rückreise von Amerika nach Europa begriffen, als wir nach einer mehrwöchentlichen Fahrt im weiten Ozean eine Insel entdeckten, die wir auf unsern Karten vergebens suchten. Die Passagiers äußerten daher den billigen Wunsch, sie kennen zu lernen, und der Schiffspatron zeigte sich auch sogleich bereit, ihnen zu willfahren. Er ließ das Schiff in den Hafen einlaufen und Anker werfen.

Wir stiegen mit Jubelgeschrei an's Land;

allein sogleich eilte ein Offizier mit ohngefähr funfzig Mann herbei, und erklärte uns mit leiser Stimme: Alles Schreien, alles Lachen, sogar alles Lautsprechen sey den Haupt- und Grundgesetzen dieses Staates zuwider, und wenn wir uns einige Zeit hier aufzuhalten gedächten, so müßten wir uns diesem Gesetze durchaus fügen, und uns bequemen, bloß zu flüstern und zu lispeln. — Mehrere Passagiers, welche sich diese Einschränkung der Sprachfreiheit nicht gefallen lassen wollten, begaben sich sofort auf das Schiff zurück; Andere aber, unter welchen auch ich mich befand, waren zu begierig, diesen neuen Staat näher kennen zu lernen, als daß wir nicht den unserer Zunge auferlegten temporären Zwang uns hätten gefallen lassen sollen.

Zuerst machte uns nun der Offizier darauf aufmerksam, daß es wegen des auffallenden Geräusches, welches dadurch verur-

sacht werde, ganz polizeiwidrig sey, Schuhe oder Stiefeln mit Nägeln oder Hufeisen zu tragen. Er führte uns deshalb zu einigen nicht fern vom Strande befindlichen Buden, wo wir unsere Schuhe und Stiefeln ablegen und uns dagegen mit leichten Pantoffeln versehen mußten. Doch stand es auch Jedem frei, sich Filzschuhe zu wählen, dergleichen die Soldaten trugen.

Der Offizier, ein sehr humaner Mann, erbot sich darauf, uns zum Könige zu führen, und da ich von der Geschichte und den Einrichtungen dieses Inselreichs etwas Genaueres zu erfahren wünschte, so wendete ich mich an den Kriegsmann und bat ihn um Auskunft.

Ich diene Ihnen mit Vergnügen! lispelte er mir zu. — Vor mehreren tausend Jahren wurde diese Insel beherrscht von einem Könige, Namens Biribeker, welcher wegen seiner Regententugenden der

Große genannt wurde, obgleich er seiner Statur nach den Beinamen des Kleinen mit mehrerem Rechte verdient hätte. Diesem Könige erschien einst im Traume Harpocrates, der Gott des Schweigens, und sprach zu ihm: Höre mich, König Biriber! In der jetzigen Zeit, welche man füglich die Zeit des Schreiens und Räsonnirens nennen kann, ist es mir mehr als je darum zu thun, mein Ansehn unter den Menschen aufrecht zu erhalten. Zwar verehrten mich vormals die Egypter ganz besonders, allein jetzt sind sie ausgeartet, schwachen und lachen wie alle andere Nationen, und haben sogar freventlich den mir erbauten Tempel niedergeworfen. Wie nun andere Götter und Göttinnen Inseln haben, die ihnen geheiligt sind, zum Exempel Apollo sein Delos, Vulkan sein Lemnos und Zythère ihr Zypern; so habe ich diese Insel zum Orte meiner Verehrung mir auserkoren, wozu sie, weit

entfernt vom geräuschvollen Lande, äußerst passend ist. Darum, Viribeker, laß mir einen Tempel bauen und mein Bild darinnen aufstellen, sodann ändere die Gesetze Deines Reichs, welche bisher allerhand Geräusch erlaubten, und führe statt dessen Schweigen und die möglichste Stille ein, wie sie den Verehrern des Harpokrates geziemt. Gehorchst Du meinem Gebote, dann wird Dein Reich blühen und der höchsten Wohlfahrt sich erfreuen, wo nicht, so fürchte meinen Zorn, denn ich werde Deine Insel sammt ihren Bewohnern in des Meeres tiefsten Grund versenken. — Sprachs und verschwand.

Und was that der König darauf? fragte ich.

Er versammelte — fuhr der Offizier fort — am nächsten Tage seine Räte und unterrichtete sie von seinem Traumgesicht. Die Mehrzahl stimmte dafür, dem Gebote

des Gottes zu gehorchen; es wurden daher
 sofort die Grundsteine zu einem Tempel des
 Harpokrates gelegt, und der beste Bildhauer
 des Landes erhielt Befehl, die Statue des
 Gottes aus Elfenbein zu verfertigen. So-
 dann schritt man zum Entwurf eines neuen
 Gesetzbuchs. Um den Unterthanen von oben-
 her ein gutes Beispiel zu geben, wurde das
 Flüstern und Lispeln zuerst bei Hofe einge-
 führt; demnächst erschien ein Dekret, worin
 allen Hoffähigen zur Pflicht gemacht wurde,
 die Fingersprache zu lernen. Im großen
 Rathe wurden nunmehr die Nationalange-
 legenheiten ganz leise verhandelt, und eben
 so wurde auch bei allen Gerichten das Flüs-
 tern eingeführt. Zwar machten die Advoka-
 ten, welche an das Schreien gewöhnt waren,
 eine Vorstellung dagegen, allein sie wurden
 zur Ruhe verwiesen. — Hierauf folgten
 noch mehrere zweckmäßige Anordnungen.
 So wurden z. B. die Glocken abgeschafft und

man bediente sich fortan blos der Sonnenweiser und Taschenuhren; die Nachtwächter und Musikanten wurden in Ruhestand versetzt; die Schmidte und alle andere Handwerker, welche ihre Profession mit Geräusch betreiben, wurden auf eine andere zwei Meilen von dieser entfernt liegende Insel verwiesen, ferner wurden die Hunde, die Gänse und alles übrige Vieh, welches zu bellen, zu schnattern oder zu schreien pflegt, auf ewige Zeiten verbannt; dennoch blieben einige Singvögel zurück, welche (ohne sich an die Gesetze des Staats zu kehren) besonders mit Beginn des Frühlings sangen, schmetterten, piffen und zwitscherten, obgleich man von Seiten der Polizei alle nur ersinnliche Mühe sich gab, diese Ruhestörer einzufangen und ihnen den Hals umzudrehen. — —

Unter diesem Gespräch langten wir in der Hauptstadt an. Tiefe Stille herrschte auf den Straßen und auf dem Marktplatze.

Statt des unanständigen Geschreis, womit in andern Städten die Verkäufer ihre Waaren ausrufen und anpreisen, hörte man bloß flüstern und die Unterhandlungen wegen des Preises wurden zwischen den Interessenten in größter Stille gepflogen. Selbst die Fischweiber (worüber ich am meisten erstaunte) hielten sich ruhig.

Da es nöthig war, uns zur Audienz beim Könige umzukleiden; so ersuchte ich den Offizier, mir einen Gasthof zu empfehlen. Er nannte mir hierauf den Wallfisch, den Haifisch, den Stockfisch, den Hecht, den Karpfen, den Hering, die Schmerle — doch, setzte er hinzu, würde ich Ihnen den Lachs vorzüglich recommandiren; er ist ganz frisch, das will nämlich (fügte er zur Erklärung bei, indem er seine witzige Aeußerung belächelte) soviel sagen, als: es ist ein ganz neuer Gasthof. Ich kann Ihnen versichern, man wird dort gut bedient. —

Giebt es denn hier — unterbrach ich meinen Begleiter — keine Gasthöfe zum Löwen, zum Bäre, zum Wolfe, zum Ziegenbocke, zum Rosse und zum Windhunde?

Behüte Gott! versetzte er. Das sind ja Thiere, welche durch ihr Brüllen, ihr Brummen, ihr Heulen, ihr Meckern, ihr Wiehern und Bellen einen unerträglichen Lärm verursachen. Darum ist in unserm Gesetzbuche sub titulo: Von Gasthöfen und deren Gerechtigkeiten Art. 56. und 57. wohlweislich verordnet: daß, weil der Fisch bekanntlich ein stummes Thier ist, die Gastwirthe blos Fische im Schilde führen sollen, bei Verlust ihrer Gerechtigkeiten und bei Strafe der Verweisung aus unserm Staate. —

Ich fand, um dem Offizier noch mehr Zutrauen einzulößen, dieses Gesetz äußerst sinnreich und zweckmäßig, und bemerkte zugleich: Daß die Fische stumm wären, sey

kein Wunder, weil dieselben blos Wasser genöffen, welches Getränk bekanntlich der Phantasie und der lebendigen Unterhaltung großen Schaden thue. — Dies brachte mich auf die Frage: ob denn das Weintrinken hier erlaubt sey? —

Der Offizier antwortete: Zwar ist das Weintrinken erlaubt, jedoch im 58. Art. des Gesetzbuchs den Gastwirthen und Weinschenken zur Pflicht gemacht, den Wein mit Wasser dergestalt in Verbindung zu setzen, daß durch den Genuß desselben Niemand in eine exaltirte Stimmung komme und dadurch in Versuchung gerathe, lauter zu sprechen, als die Gesetze des Staats es erlauben. —

Auf eine solche Vermischung des Weins mit Wasser — bemerkte ich hier — verstehen sich auch die Weinschenken in meiner Heimath sehr gut, obgleich sie nach den dortigen Gesetzen als eine Betrügerei geahndet wird.

So kamen wir denn im Gasthose zum Pächse an. Der Besitzer, als ein äußerst feiner Mann, redete uns in der Fingersprache an, worauf wir ihm jedoch nicht antworten konnten. Mir und meinen Nichten wurden zwei elegante Zimmer angewiesen, und ich bat den gefälligen Offizier, ein Frühstück in meiner Gesellschaft einzunehmen, welches er mir auch nicht abschlug. Um den Marqueur herbeizurufen, suchte ich eine Klingel, allein ich fand keine. Als der Offizier bemerkte, was ich wollte, machte er mich auf ein in der Wand befindliches Rohr aufmerksam und sagte: Legen Sie nur, mein Herr, Ihren Mund an die Oeffnung und nennen Sie ganz leise, was Sie verlangen; so wird es Ihnen sogleich gebracht werden.

Ich folgte dieser Anweisung, und ein paar Minuten darauf erschien der Marqueur mit dem Frühstücke. Sobald wir dasselbe

eingenommen hatten, führte uns der Offizier in das königliche Palais.

Wir wurden ohne Umstände in den Thronsaal gelassen, und dem Könige, welcher eine ganz einfache und anspruchslose Physiognomie hatte, und (wie ich erfuhr) Pinsel der XV. hieß, vorgestellt.

Meine Gesellschaft beauftragte mich, die Anrede zu halten. Großer Pinsel! sprach ich so leise, als es mir nur möglich war. Wir sind Fremdlinge, an dieser Küste gelandet, um die vortrefflichen Einrichtungen Deines Staats kennen zu lernen. —

Seyd mir willkommen, Fremdlinge! lispelte die Majestät, den Szepter gegen uns neigend. Wir wollen gestatten, daß Ihr in unserm Staate Euch umsehet, und von den Gesetzen und Gebräuchen dieses Landes Euch unterrichtet; nur macht keinen Spektakel! —

Um unsere Dankbarkeit sowohl als un-

fern Gehorsam recht stark auszudrücken, legten wir die eine Hand auf's Herz und die andere auf den Mund. Der König, welchem unser Betragen zu gefallen schien, neigte abermals den Szepter, welches das Zeichen der Entlassung war, und wir entfernten uns daher, indem wir die vorige Pantomime wiederholten.

Der Offizier, welcher entweder mir, oder (was das Wahrscheinlichere ist) meinen Nichten vielen Geschmack abgewonnen haben mochte, begleitete uns nach dem Gasthofe zurück. Unterweges fragte ich ihn, wo wir wohl am zweckmäßigsten diesen Abend zubringen könnten? —

Wollen Sie nicht — entgegnete er — das Theater besuchen?

Das Theater? rief ich voll Verwunderung. Wird denn hier ein Theater geduldet, da es unmöglich ist, ein Schauspiel ohne Spektakel aufzuführen?

Der Offizier lächelte: Ueberzeugen Sie sich von der Möglichkeit.

Was für ein Stück wird denn heute gegeben? fragte ich weiter.

„Die Räuber von Schiller.“

Mein Erstaunen wuchs. Die Räuber? rief ich. In diesem Stücke wird ja viel mit Pistolen geschossen. —

Mein Herr! entgegnete der Offizier. Sie werden zwar schießen sehen, aber nicht schießen hören.

Diese Aeußerungen erweckten in mir die Begierde, das Theater zu besuchen. Ich ließ daher Billets holen und zwar in's Parquet, um ganz in der Nähe der Bühne zu seyn, da ich vermuthete, daß ziemlich leise gesprochen werden dürfte.

Wir kommen an. Das Orchester fehlt und die Zuschauer verhalten sich so still, als säßen sie in der Kirche. Der Vorhang rollt in die Höhe. — Richtig! Der alte Moor-

sitzt im Lehnstuhle und der böse Franz spricht mit ihm, aber so leise, daß Niemand etwas versteht. Da wir indeß das Stück kannten, so wußten wir uns die Gesticulationen und Pantomimen recht gut zu veredelmetschen. Ich war begierig auf die Szene, wo Karl Moor die schlafenden Räuber durch Pistolenschüsse weckt. Die Szene kam — der Räuberhauptmann drückte sein Pistol ab, das Pulver brannte von der Pfanne, allein es war kein Knall zu hören, und dennoch — Wunder über Wunder! erwachten die Räuber davon und sprangen auf.

Wie der Vorhang im Begriff war zu sinken, nickte das gesammte Publikum, welches wahrscheinlich so viel bedeuten sollte, als bei uns das Händeklatschen. Beim Heimgehen erfuhr ich noch vom Offizier, daß das Herausrufen der Schauspieler und Schauspielerinnen durchaus verboten, jedoch das Herauswinken derselben er-

laubt sey. Ich bemerkte gegen meinen Begleiter noch Folgendes: Die hiesigen Schauspieler — sagte ich — sind als Mimiker ganz ausgezeichnet. Was mir aber bei Ihrem Theater vorzüglich gefallen hat, ist der Mangel des Souffleurkastens. Er ist auch wirklich hier ganz überflüssig, weil eigentlich doch bloß mit den Händen und nicht mit dem Munde gesprochen wird. Recht gut wäre es, wenn man ihm auch auf andern Theatern den Abschied geben könnte, denn auf mich wenigstens macht es einen sehr störenden Eindruck, wenn ich eine romantische Gegend oder einen prächtig decorirten Saal sehe, im Vordergrund aber die breiterne Bude erblickt, in welcher der Einblaser steckt. — —

Unter derlei Gesprächen kamen wir in den Pachs zurück. Der Offizier wünschte uns angenehme Ruhe, mit dem Versprechen, morgen früh wieder zu kommen und uns in

den großen Rath zu begleiten, wo es, wie er sich ausdrückte, starke Debatten geben würde, weil von Einführung eines neuen Zollgesetzes die Rede sey.

Pünktlich erschien der Offizier und holte mich und die übrigen Fremden in den Versammlungsaal ab. Die Debatten hatten schon angefangen. Es stand ein Redner auf der Bühne, welcher die Lippen bewegte, Gesicht schneid und mit den Armen in der Luft umherfocht. Immer dachte ich, nun würde er zu sprechen anfangen, allein es blieb bei der Gesticulation. Uns Fremdlingen war diese Zeichensprache natürlich unverständlich, die übrigen Versammelten aber gaben dem Redner (oder besser: Akteur) durch Nicken oder Schütteln bald ihren Beifall, bald ihre Mißbilligung zu erkennen. So wie dieser die Bühne verließ, trat ein Anderer auf, welcher zwar ebenfalls nicht sprach, aber noch weit mehr als der Erste sein Ge-

sicht verzerrte und seine Hände bewegte. Nachher bestiegen noch Einige die Rednerbühne, welche theils gemäßigt, theils heftig gestikulirten. Endlich gegen Mittag ging die Versammlung aus einander.

Da ich von der ganzen Verhandlung nichts verstanden hatte, so bat ich den Offizier um Erklärung. Der erste Redner — antwortete er mir — machte die Proposition zum Gesetze, der Andre stellte verschiedene Einwendungen dagegen auf; die Uebrigen sprachen theils für, theils wider die Einführung. Allein durch Stimmenmehrheit ist die Annahme des vorgeschlagenen Gesetzes beschlossen worden.

Nach Verlassung des Sessionssaals gingen wir wieder in den Gasthof, ich bat den Offizier, mit uns an der Table d'hôte vorlieb zu nehmen und die letzten Stunden in unserer Gesellschaft zuzubringen, denn der Nachmittag war zu unserer Abfahrt bestimmt.

Bei Tische mußte mir aber noch mein böser Genius einen argen Streich spielen. Der Wein nämlich, welcher mir vorgesetzt wurde, war so stark getauft, daß er sich nur äußerst schwierig von Wasser unterscheiden ließ. Die allzugroße Gewissenhaftigkeit des Wirths in Erfüllung des Gesetzes verdroß mich so sehr, daß ich, mich vergessend, mit meiner volltönenden Baßstimme laut ausrief: Herr Wirth! ich kann das Zeug durchaus nicht trinken. Es gehört sich mehr Wein unter das Wasser.

Die ganze Tischgesellschaft erschrak über meine Kühnheit; mein Nachbar, der Offizier, erblaßte und zupfte mich am Ermel; der Wirth aber huschte zur Thüre hinaus und gleich darauf schlichen vier Polizeidiener auf den Behen herein und faßten mich beim Kragen. Wahrscheinlich würde die Sache für mich ein schlimmes Ende genommen haben, wenn sich nicht der Offizier ins Mittel

geschlagen hätte. Er lispelte dem einen Polizeidiener ins Ohr: Der Herr wird zuweilen von Krämpfen befallen, welche blos dann nachlassen, wenn er etwas laut spricht; eben jetzt bekam er seinen Zufall und verdient daher wohl Mitleid, aber keine Strafe. Geht nur fort, Jeremias! Ich übernehme alle Verantwortung. Dessen ohngeachtet schien der Polizeidiener noch einige Schwierigkeiten machen zu wollen, die ich aber dadurch beseitigte, daß ich ihm einen Holländer in die Hand drückte, worauf er mir ins Ohr flüsterte: „Nunmehr, mein Herr, haben Sie mich von Ihrer Unschuld vollkommen überzeugt!“ und mit seinen Spießgesellen den Saal verließ.

Nach Aufhebung der Tafel machten wir unsere Zeche richtig und begaben uns an den Strand. Der Offizier nahm einen rührenden Abschied von mir; meinen beiden Richtern aber küßte er mit einem besondern Aus-

druck von Ehrerbietung und Zärtlichkeit die Hände.

Wie wir auf dem Schiffe waren, fingen Klotilde und Nanette (so hießen meine Nichten), denen ich es bereits angesehen hatte, welchen Zwang es ihnen kostete, das Glockenspiel ihrer Zungen so lange schweigen zu lassen, zu eichern an.

Was habt Ihr denn, Mädchen? fragte ich.

Wir sind froh, — versetzten sie — daß wir aus dem langweiligen Lande fort sind. Gottlob, daß es nach Deutschland geht, dort kann man doch laut sprechen —

Nur über manche Gegenstände nicht! unterbrach ich sie. Zum Beispiel —
— — — — — *)

Verengar.

*) Hier hatte V. V. einige Anzüglichkeiten sich erlaubt, welche besser wegbleiben.

Des Malers Leiden und Freuden.

Hannibal soll er heißen! rief der Maler Leonhard Eßlinger, und drückte im Sturme des Vaterglücks den Kleinen so heftig an sich, daß er eine Litanei zu singen anfang.

Was thust Du nun wieder? sagte die blasse Mutter. Gib mir den Knaben her. Ihr Männer versteht ja kein Kind anzugreifen! — Ungewiß umherirrend suchten die blauen Augen des Knaben das Angesicht der Mutter, und kaum hatte sie ihm freundlich zugenickt, und ihn auf ihrem Arme einige male hin und her geschaukelt; so verstummte sein Geschrei und er fiel in einen sanften Schlummer.

Aber — fing Veronika nunmehr an —
was wolltest Du denn mit dem Hannibal?
Das sag' ich Dir ein für alle Mal; so laß
ich den Knaben durchaus nicht taufen. Das
ist ja ein abscheulicher, fürchterlicher Name,
und ich glaube gar, der Student, welcher
über uns wohnt, ruft seinen Bullenbeißer
eben so. Wenn ich nicht irre, war der Hanz-
nibal ein Heide, welcher nichts konnte, als
Morden, Sengen und Brennen. Laß uns
doch dem Kinde einen recht christlichen Na-
men geben, z. B. Johannes oder Markus
oder Lukas — —

Lukas, sagst Du? fiel ihr der Maler in
die Rede. Weißt Du auch, liebes Weib,
was Du sprichst? Weißt Du, daß Sankt
Lukas der Patron unserer Kunst, und uns
eben das ist, was Cäcilia den Musikern?
Wäre das aber nicht sündlicher Hochmuth,
wenn wir unserm Knaben einen so heiligen
Namen beilegten, den er nie rechtfertigen

kann? Wäre das nicht fast eben so, als wenn wir Jesus Christus ihn taufen ließen? — Mein, Veronika, keinen dieser Namen soll er führen, aber wohl den eines großen Meisters. Doch was sprachst Du vorhin von Sengen und Brennen? Daran hat gewiß Hannibal Caracci, der fromme Maler, nicht gedacht. O wie lieb' ich ihn! Ich habe als Jüngling vor seinen Meisterwerken gestanden, und mein Herz hat geweint und gejauchzt; geweint, weil ich mein Unvermögen erkannte, seine herrlichen Schöpfungen je zu erreichen; gejauchzt, weil ich im Anschau der köstlichen Bilder, die er uns zurückließ, schwelgen konnte, unverdient-selig, wie der Mensch, wenn er sich trunken sehen darf an menschlicher Schönheit, oder an den nie alternden Reizen der Natur. Wie voll von Stärke, Erhabenheit, Adel sind alle seine Kompositionen! Er war es, der mit seinen Brüdern gegen den eingerissenen weich-

lichen Geschmack, gegen jene Kraftlosigkeit, welche allemal das Hinsterven der Kunst bezeichnet, siegend kämpfte; er that viel zur Wiedererweckung eines kräftigern Styls in der Malerei. Darum, liebe Veronika, möchte ich unsern Knaben so gerne Hannibal taufen lassen. Wenn Dir aber dieser Name durchaus zuwider ist; so mag er allenfalls auch Bartholomäus heißen.

Das wäre noch besser! Wie sollte man ihn dann rufen, Barthel oder Barthelchen? Nein, das laß ich durchaus nicht zu; er muß einen recht schönen Namen haben. —

Welcher Name ist schöner, als Bartholomäus? Denke doch nur an die herrlichen Meister Fra Bartolomeo, Bartolomeo Ramenghi, genannt Vagnacavallo, und Bartolomeo Schidone, deren Gemälde voll Erhabenheit und Andacht sind, und durch das feurigste Kolorit sich auszeichnen. —

Aber ihr Name klingt doch übel. Wenn es nach mir geht, und wenn er weder Lukas noch Johannes heißen soll, so würde ich ihn Guido oder Julius nennen.

Guido Reni und Giulio Romano sind Beides wackere Künstler, aber den Hannibal und die Bartolomeo's stelle ich doch höher. —

Es führen ja aber so viele den Namen großer Männer, und sind doch selbst keine großen.

Dennoch ist der Name eine gar wichtige Sache. Nomen et omen sagt der Lateiner. Wer einen achtbaren Namen trägt, der sinnt immer darauf, ihm keine Schande zu machen, und nicht ohne Nutzen heiße ich Leonhard, denn Leonardo da Vinci ist der Stern meines Lebens geworden. — Eben so giebt's Namen, die ich durchaus nicht leiden kann. Sudas z. B. würde ich den Knaben auf keinen Fall nennen, denn

damit hätte ich ihn zum Verräther gestempelt, Nebukadnezar eben so wenig, denn dann, glaubt' ich, müsse er 7 Jahre lang ein Ochse seyn, wie jener assyrische König; auch Habakuk dürft' er nicht heißen, denn dann fürchtete ich, er würde Handel bekommen mit dem Engel Gabriel. —

Wie sprichst Du nun wieder? Das ist ja purer Aberglaube und phantastisches Zeug! — Und soll das Kind durchaus nach dem Namen eines großen Malers genannt werden, warum willst Du ihm nicht den Namen dessen geben, den Du selbst für den größten Meister erklärst, den Du nie nennst, ohne daß eine Thräne der Liebe und Begeisterung in Dein Auge quillt? Und wie mild und fromm klingt sein Name!

Versteh' ich Dich? rief der Maler mit leuchtenden Blicken und umschlang die Kniee des geliebten Weibes. Meinst Du ihn, der, als er ein Engel in Menschengestalt nur kurz

ze Zeit unter uns gewandelt hatte, am heiligen Charfreitage, dem Tage seiner Geburt, von der Erde wieder hinweggerufen wurde in den Himmel? ihn, bei dessen Namen die glühendste Andacht und die innigste Liebe meine Brust durchschauern, den ich nur mit bebender Lippe zu nennen wage, — meinst Du Raphael Sanzio von Urbino? Ich meinte ihn! versetzte Veronika.

Seliger Geist! rief der Maler mit emporgehobenen Armen. Wirst Du zürnen, wenn ich mit Deinem geliebten Namen meinen Erstgeborenen weihe?

Engel zürnen uns nicht, wenn wir sie lieben! sagte Veronika, und sie ging zur Wiege, in welcher das schlummernde Kind lag, hauchte ihm einen leisen Kuß auf die Stirn und lispelte: Raphael sollst Du heißen! —

Leonhard hatte sich schon früh an die

Staffelei gesetzt, und arbeitete eifrig; er bemerkte es kaum, daß Veronika in die Stube trat, den Schreibtisch aufschloß, ein Kästchen nach dem andern herauszog, und endlich, als sie das letzte wieder hineinschob, tief aufseufzte: Auch hier nichts! —

Sie trat nun zur Staffelei und sagte: Leonhard, ich will Dich blos etwas fragen — hast Du kein Geld?

Ohne von seiner Arbeit aufzusehen, sagte er: Nein, liebes Weib, nicht einen Heller hab' ich; doch dieses Bild — wie gefällt es Dir? — wird in den nächsten Tagen fertig, und wenn es mir auch schlecht bezahlt wird; so bekomme ich doch gewiß 10 Friedrichsd'or dafür.

Aber wir haben ja heute nichts zu essen! weinte Veronika.

Immer fortarbeitend sagte er: So wollen wir etwas versehen, denn wozu sonst sind die Juden da, und die montes pietatis?

Versetzen? fragte Veronika. Was denn versetzen? Es ist ja schon Alles fort.

Alles? entgegnete der Maler. Nicht doch! Dort am Nagel hängt ja mein nagelneuer Frack, nimm ihn und laß ihn ein paar Tage Gevatter stehn —

Bedenke doch nur — fiel ihm Veronika mit einiger Heftigkeit ins Wort — daß es Dein einziger Rock ist, und daß Du nichts anzuziehen hast, wenn wir ihn versetzen. Und warum denn versetzen? Wir haben es ja gar nicht nöthig. Stehen nicht noch in der Kammer die beiden Bilder, wofür Dir schon zu wiederholten Malen solche Summen geboten worden sind, daß wir gemächlich ein halbes Jahr davon hätten leben können? Aus purem Eigensinn liebest Du die Kauflustigen, ohne mit ihnen den vortheilhaften Handel abzuschließen, fortgehen. Unsere nothwendigsten Sachen mußten versetzt werden, damit Du nur die Bilder be-

halten könntest, und auch jetzt, jetzt noch
willst Du eher Weib und Kind verschmach-
ten lassen, als — —

Schweigend stand der Maler auf und
holte die beiden Bilder aus der Kammer.
Er stellte sie vor sich hin und betrachtete sie
lange. Gluth strömte in seine Wangen, ein
wunderbares Feuer trat in sein schönes Au-
ge, und überwallte mit dem Schimmer der
Verklärung sein Angesicht; aber mit einem
Male bewölkte sich die glatte Stirne, über
das zuvor stillheitre Antlitz wandelte ein tie-
fer, finsterner, unbezwinglicher Schmerz. O
Veronika! rief er. Von diesen Bildern soll
ich mich trennen, zu deren Hervorbringung
ich meine beste Kraft verwandte, die mir
viele schlaflose Nächte kosten, die das Höch-
ste sind, was ich bis jetzt in der Kunst lei-
stete, und die ich vielleicht nie übertreffen
werde? Vertrödeln soll ich sie um ein Spott-
geld, um sie künftig im Besitz eines Glücks:

pilzes zu wissen, der einen Quark von der
 Kunst versteht, aber Gemälde, gute und
 schlechte, zusammenkauft, um für einen
 Kunstkenner zu gelten. Nun ladet er allens-
 falls eine Gesellschaft seines Gleichen zu sich
 ein, läßt ein Frühstück im Saale auftragen,
 und indem er, eine Sardellensammel bear-
 beitend, hin und her spaziert, deutet er auf
 mein Bild und sagt zu dem neben ihm Ge-
 henden: Beiläufig, Kriegs-rath, wie gefällt
 Ihnen diese Arria? Worauf dieser erwie-
 dert: Konsul, ich muß Ihnen sagen, sie ist
 superb; das Blinken des Dolchs besonders
 ist ganz täuschend; Sie müssen nämlich wissen,
 daß mir die Darstellung des Natürlichen über
 Alles geht, und daß ein Porträt in meinen
 Augen keinen Psifferling werth ist, wenn
 man nicht gleich erkennt, ob die Kleidung
 Sammet, Seide oder Wolle ist — — Glück-
 licherweise kommt der Bediente mit dem
 Präsentirteller, der Kunsttrichter nimmt ein

Glas, vergißt über dem Trinken die weitere Entwicklung seiner Ansichten, und versichert bloß, der Madera sey köstlich. — Bei Gott, solche Narren im Besiz seiner Bilder zu wissen, thut einem rechtschaffenen Künstler weh!

Ereifere Dich nur nicht so! bat Veronika.

Sieh her — fing er wieder an — dieses Weib ist *Urria*, wie sie den Stahl aus der blutenden Brust zieht und ihn ihrem Gemahl mit den Worten hinreicht: *Pátus*, es schmerzt nicht! Bestätigt nicht diese Ruhe, diese Heiterkeit, die mit süßer Schwärmeri gepaart über ihr Angesicht sich verbreitet, die Wahrheit ihrer Worte, daß sie die Wunde nicht fühle, die sie sich selbst gegeben? — Und nun blick' auf die zweite Gestalt — eine büßende *Magdalena*. Sie senkt das schöne in Thränen schwimmende Auge, das aufgelöste Haar flattert über ihren von

Seufzern geschwellten Busen, und ihre Hände sind zum Gebet gefaltet. Gott vergiebt dir, schönes Weib, denn du hast ja nur aus Liebe gesündigt! — Und noch dazu knüpft sich an dieses Bild eine Erinnerung an meinen Aufenthalt in Florenz, die Erinnerung an ein schönes Weib, dem ich die Züge zu dieser Magdalena abgestohlen habe. Nein, um keinen Preis kann ich von diesem Bilde mich trennen!

So laß denn — rief Veronika mit Bitterkeit, und ihr Angesicht glühte — so laß denn Weib und Kind verhungern, damit Du Dich an dem Bilde Deiner Buhlerin ergötzen kannst.

Meiner Buhlerin? fragte der Maler sehr ernst und schüttelte den Kopf. Dein Argwohn, Veronika, ist falsch, grundfalsch! — Bei diesen Worten nahm er beide Bilder unter den Arm und ergriff den Hut.

Wohin willst Du? fragte Veronika.

Jetzt will ich die Bilder verkaufen!
sagte er und ging fort.

Eben berechnete Herr Schwemler, der Mäkler, das bedeutende Proxenetikum, welches er bei einem Geldnegoz gezogen hatte, und liebäugelte mit den Goldstücken, als an die verriegelte Thür gepocht wurde. Sorgfältig und geräuschlos schob er die Dukaten zu einem Rödlchen zusammen, verschloß sie in den Schreibtisch, und zog nunmehr den Riegel von der Thür, an welche unterdeß schon zum zweiten und dritten Male etwas ungestüm geklopft worden war.

Bon jour, Herr Eßlinger! redete er den Maler an, welcher draußen stand. Was führt sie zu mir? Wie geht's Ihnen? Immer frisch, munter? Ja, ja, die Künstler sind glückliche Leute, immer guten Humors, haben keine Sorgen, verdienen schönes Geld. Ach Gottchen, wie muß sich unser Einer pla-

gen! Um ein paar Thälerchen zu verdienen, läuft man sich die Füße wund; Noth und Aerger hat man noch obenein. Aber was hilft's? — Die Zeiten sind einmal schlecht; man muß sehn, wie man sich so fortkrabbelt. Doch was haben sie denn da Schönes mitgebracht? Lassen sie schauen!

Der Maler stellte die Bilder auf, und sagte dabei: Herr Schwemler, die Noth zwingt mich, diese Gemälde zu verkaufen —

Auf des Mäklers Gesicht zuckte ein grinsendes Lächeln, das ein Gemisch von Spott und Schadenfreude war; er sagte aber bloß: So, so!

Und ich kam — fuhr der Maler fort — in der Absicht zu Ihnen, um anzufragen, ob Sie vielleicht diese Gemälde zu kaufen gesonnen?

Ach, mein werthester Herr Eslinger! sagte der Mäkler mit gezogenem Tone. Mit den Gemälden ist's eine riskante Sache.

Sie wissen wohl, Gemälde sind Luxus-Artikel; man büßt sein schönes Geld dabei ein. Hätten Sie Juwelen, Pretiosen — das wäre etwas Anderes. Und noch dazu laßt ihr Herren Maler euch eure Sachen gern recht honorig bezahlen. He? Sie werden doch wohl so ein zehn blanke Thalerchen für die Bilder haben wollen? He?

Zehn Thaler? rief Eßlinger Bornglühend. Ich glaube, Herr, Sie sind — verrückt; sonst könnten Sie mir kein solches Lumpengebot thun. — Hiermit ergriff er seine Gemälde, und warf die Thür heftig hinter sich zu.

Noch ein Wort, Herr Eßlinger! rief der Mäkler ihm nach; aber der Maler war schon die Treppe hinunter.

Keinem Menschen wünsch' ich Böses — sagte Eßlinger für sich, als er auf der Straße war — aber wenn der Teufel diesem un-

verschämten Kerl, der sich mit dem Blute, mit den Thränen der Armuth mästet, wenn diesem der Teufel den Hals bräche, das wäre ein wahres Gaudium für mich! — Heilige Kunst, warum bist du so hart gegen deine Jünger? Ist denn unser Leben etwas Anderes, als ein ewiges Ringen und Kämpfen mit Hindernissen aller Art? mit den bittersten Entsagungen, mit der nacktesten Dürftigkeit, mit Bosheit, mit Neid, mit Anfeindungen, denen wir nur zu oft selbst von unsern Genossen in der Kunst ausgesetzt sind? In den Jahren, die sonst dem Manne, welcher in gemächlicher Thätigkeit sein Leben zubringt, die kräftigsten sind, ist durch die endlosen Anstrengungen der Körper des Künstlers schon zerrüttet; wohl ihm, wenn in den Trümmern ein Geist wohnt, der unabhängig von der gebrechlichen Hülle noch mit freiem kühnem Adlerschwung der Sonne entgegen steigen kann! — Trauriges Ge-

schick der Kunst! — Und was soll ich nun anfangen? Soll ich heimkehren ohne Geld, um mir vom Jammer meines Weibes, vom Weinen des Säuglings das Herz zerreißen zu lassen? Allmächtiger, sende Hülfe, damit ich nicht verzweifle! —

In diesem Augenblicke rufte ein Silberstimmchen: Signor Leonardo! und als er befremdet nach der Rufenden umherblickte, sah er in der Thür des Gasthofes zum Kronprinzen ein Mädchen stehen, welches ihm winkte. Sie hier, liebe Bianka? rief er hineilend. In Deutschland? Wie befindet sich Ihre Gebieterin, die schöne Signora Gabrieli? Sie ist hier? Gewißlich. O melden Sie mich bei ihr!

Ei, wie ungestüm die Künstler sind! versetzte Bianka lächelnd. Wer sagt Ihnen denn, daß Signora hier ist?

Der Maler blickte traurig vor sich hin.

Gleich will ich — sprach das Mädchen

mit neckendem Tone — diese Falte des Unmuths von Ihrer Stirne vertreiben; ich will blos sagen, Signora ist hier, hat Sie vor einer kleinen Weile mit Ihren Gemälden in das Haus gegenüber gehen sehen, hat Sie auf den ersten Blick wieder erkannt und mir sogleich befohlen, mich hieher zu postiren, und Sie, sobald Sie aus dem Hause träten, zu ihr zu bringen. — Folgen Sie mir! —

Himmelsbotin! rief der Maler und stieg die Treppe hinauf. Bianka öffnete ihm das Zimmer. Signora Gabrieli, noch so schön und blühend, als er sie vor fünf Jahren in Florenz sah, kam ihm mit freundlichem Lächeln entgegen, reichte ihm die Hand zum Kusse und sagte: Willkommen, Leonardo! (Lassen Sie mich immer so Sie nennen, denn Sie wissen ja, daß ich Ihren harten Zunamen blos mit vieler Anstrengung aussprechen kann) Wie geht es Ihnen?

Sie winkte ihm zugleich, sich auf der Ottomanne niederzulassen und setzte sich neben ihn.

Eßlinger erzählte, daß er nach seiner Rückkehr aus dem Lande der Kunst seinen Wohnsitz hier genommen habe, seit Einem Jahre verheirathet, und in voriger Woche von seiner Veronika mit einem muntern Knaben beschenkt worden sey. —

Also glücklicher Gatte und Vater? sagte die Gabrieli. Dadurch müssen Ihre Kunstleistungen sehr gewonnen haben, und ich wünschte wohl, Sie machten mir aus den Gemälden, die Sie mitgebracht, kein Geheimniß.

Eßlinger gerieth in merkliche Verlegenheit, doch verbeugte er sich und sagte: Signora urtheilten immer mit so viel Güte und Nachsicht über meine Bestrebungen, daß ich auch jetzt darauf zu rechnen wage.

Er stellte die Arria auf und hestete seinen

Blick auf das Angesicht der Beschauenden, um in ihren Mienen ihr Urtheil zu lesen. O welch ein herrliches Bild! rief die Gabrieli mit einer Begeisterung, der man es wohl ansah, daß sie nicht erkünstelt war. Wahrlich, dieses Bild hinzuzaubern, wären Sie als Deutscher nicht vermögend gewesen, wenn Sie nicht in Italien gelebt und Römerinnen gesehen hätten! Nach meinem Urtheil ist es das Schönste, was ich von Ihnen kenne. —

Ich sollte doch meinen (fiel ihr der Maler in die Rede) die Venus Anadyomene. —

Ein flüchtiges Erröthen überzog die Wangen der Gabrieli und der Maler fuhr fort: Dieses Bild, die Arria, malte ich nach der Idee, jenes, die Anadyomene, nach der Wirklichkeit. So wie der Dichter sich Dasjenige höher anrechnet, was er in der Wirklichkeit empfunden und nun in seine Dichtungen verschmelzt hat, als Dasjenige,

was ihm nicht in der Wirklichkeit, sondern
blos als Ahnung begegnet ist; so auch der
Maler. Denn Beide, Dichter und Maler,
sind die engverbundensten unter den Künst-
lern. Dante und Correggio, Ariosto und
Titian, Tasso und Raphael, genau betrach-
tet, sind sie doch nur Ein und derselbe Geist.
Ueberhaupt sollten Kunstgenossen aller Art
inniger mit einander verbunden seyn, als
sie es sind; aber es ist der Fluch der Kunst,
daß sie nach Brod laufen muß, und dadurch
sondern sich die Geister —

Wo gerathen Sie hin? fiel ihm die Sig-
nora in die Rede. Sie halten mir eine Vor-
lesung über die Schatten- und Nachtseite
der Kunst, als ob Sie mir dadurch den Ge-
nuß Ihres Gemäldes verkümmern wollten.
— Doch nun zeigen Sie mir auch das zweite.

Signora, versetzte der Maler; dieses
Gemälde kann und darf ich Ihnen nicht
zeigen.

Ein Geheimniß?

Welches lediglich Sie betrifft.

Mich, Leonardo? So will und muß ich es sehn.

Dann müssen Sie mir aber auch vergeben! — Bei diesen Worten wendete der Maler das an die Wand gelehnte Bild um.

Das bin ich! rief die Signora, und Erstaunen und Befremden mischte sich in ihren Mienen. Ich bin es! rief sie noch einmal, indem sie das Bild mit der Abbildung ihres Angesichts im Spiegel verglich. Leonardo! sagte sie darauf und ihre Stimme zitterte. Warum malten Sie mich so? warum so? Haben Sie mich denn in einer einsamen Stunde gesehen?

In den Augen der Gebrieli funkelte eine Thräne, der Maler stürzte zu ihren Füßen und rief: Wollen Sie mir es zur Sünde anrechnen, daß ich Ihren Reiz entwendete, um damit mein Werk auszustat-

ten? — Signora, Sie müssen mir verzeihen, denn der Künstler ist gewohnt, alles Schöne auf dem Erdboden als sein Eigenthum zu betrachten, und damit für den Zweck seiner Kunst nach Gefallen zu schalten und zu walten —

Leonardo! fiel sie ihm ins Wort. Sie wollen sich gegen meine Vorwürfe mit Schmeichelei waffnen, weil Sie wissen, daß mein Geschlecht mit dieser Waffe am leichtesten zu bezwingen ist; wie aber — wenn Sie sich doch hierin hinsichtlich meiner irrten? — Ja ich sage Ihnen: Sie irren sich. Fürchten Sie meinen Zorn; denn ich werde Sie beim Lord verklagen, daß Sie hinter meinem Rücken mich porträtirten, und mich als Büßerin vor dem Publiko zur Schau ausstellten. Sie mögen sich immer im Voraus auf eine strenge Rechtfertigung gefaßt halten, denn ich zweifle recht sehr, daß der Lord Ihnen das Befugniß zugestehen wird, welches

Sie für sich und überhaupt jeden Künstler in Anspruch nehmen wollen. Blos Einen Weg giebt's für Sie, mich zu versöhnen.

Sprechen Sie, Signora! rief der Maler, welcher anfänglich bestürzt gewesen war, jetzt aber sich erholte, weil ein freundliches Lächeln auf dem Angesicht der Signora ihre zornigen Worte Lügen strafte.

Sie müssen mir diese beiden Gemälde überlassen! Unter keiner andern Bedingung erhalten Sie Verzeihung.

So ist mir verziehen, Signora! versetzte Eßlinger. Die Gemälde gehören Ihnen, denn in wessen Besitz möchte ich sie lieber wissen?

Die Gabrieli schloß ihre Chatouille auf, und legte eine schwere Goldrolle in Eßlingers Hand mit den Worten: Auf Abschlag, lieber Leonardo! Es ist Alles, was ich in diesem Augenblicke entbehren kann; doch in einigen Tagen trifft der Lord hier ein, ich

überrasche ihn mit Ihren schönen Gemälden,
und mache es ihm zur Pflicht, meine Schuld
bei Ihnen abzutragen —

Sie belohnten mich schon zu reichlich —
fiel ihr der Maler in's Wort.

Einem Künstler — sagte die Gabrieli,
— dem es so heiliger Ernst ist mit Aus-
übung seiner Kunst, wie Ihnen, kann nie
zu reichlich vergolten werden; schlimm ge-
nug, daß manche Nation (ich ziele nicht ge-
rade auf die Deutsche) ihre größten Künst-
ler und ausgezeichnetsten Geister darben läßt,
so daß sie, gedrückt von den Verhältnissen,
das nicht leisten, was sie unter günstigeren
Umständen geleistet haben würden. Ein so
matthherziges Volk verdient eigentlich keinen
großen Mann zu besitzen, er schüttle den
Staub des undankbaren Vaterlandes von
seinen Füßen, und suche bei einem fremden
Volke die Anerkennung, welche seinem Ge-
nie gebührt, denn es ist nun einmal eben so

wahr, als traurig, daß die Künstler, gleich den Propheten, in ihrem Vaterlande am wenigsten gelten. — Doch genug von diesem Gegenstande, wozu ihre vorigen Aeußerungen mir die nächste Veranlassung gaben. Jetzt noch eine Frage. Erlaubt es Ihre Zeit; so wünschte ich noch einmal von Ihnen gemalt zu seyn, aber ganz getreu, ohne die mindeste idealische Beimischung — ich will weder Anadyomene, noch Magdalena seyn — sondern bloß Gabrieli. Dieses einfache, aber getreue Bild habe ich dem Lord zum Geschenk bestimmt; ich gehe von hier nach Paris, er verläßt Deutschland und kehrt auf sein Landgut bei London zurück. Wir trennen uns, um vielleicht einander nie wieder zu sehen . . . Leonardo, meine Seele ist voll Behmuth. Wollen Sie mich malen?

Sie dürfen befehlen, Signora, wenn ich mich einfinden soll! versetzte er.

Wollen Sie übermorgen?

Ich komme! sagte er, und indem er noch einmal den Blick Abschied nehmend auf seine Bilder wendete; war in seinem verdunkelten Auge der tiefe Schmerz zu lesen, den ihm die Trennung kostete. Er ergriff hastig die Hand der Signora, preßte sie an seine Lippen und eilte aus dem Zimmer. Draußen fragte ihn Bianka lächelnd: Wenn kommen Sie wieder, Signor Leonardo? aber statt der Antwort drückte er ihre Hand so kräftig, daß sie laut aufschrie, und als sie von der Signora ins Zimmer gerufen und um die Ursach des Geschreis befragt wurde, sagte sie weinerlich stotternd: Die Herren Maler haben eine recht derbe Art, uns die Hände zu drücken! Lächelnd drohte ihr die Signora mit aufgehobenem Finger.

—

Eßlinger lernte vor fünf Jahren, als er seiner Kunststudien wegen in Florenz sich aufhielt, die schöne Sängerin Gabrieli durch

ihren Geliebten, den Lord Woodson, auf eine Art und Weise kennen, die allerdings ungewöhnlich zu nennen ist. Der Lord, durch seine unermesslichen Reichthümer in den Stand gesetzt, seine Gemäldeliebhabe — eigentlicher: seine Gemäldewuth — uneingeschränkt zu befriedigen, unterhielt das lebhafteste Verkehr mit den Künstlern in Florenz, und kaum bemerkte man bei irgend einem Maler ein ausgezeichnetes Stück (es mochte vollendet oder noch unvollendet seyn), so erfuhr man: es sey Bestellung des Lords Woodson oder doch für diesen bestimmt.

Daß die Künstler so gern für den Lord arbeiteten, davon lag der Grund weniger in der reichen Belohnung, die sie für ihre Stücke erhielten, als vielmehr in der eignen Art, wie er mit ihnen umging; denn wegen des äußerst reizbaren Temperaments, welches ihnen fast ohne Ausnahme eigen ist, verlangten Künstler eine besonders zarte Behandlung.

Wenn man sonst Schroffheit, Unzugänglichkeit, Wortkargheit fast allgemein — und wohl nicht ganz mit Unrecht — als Nationalcharakter des Britten anzusehen gewohnt ist, so würde man nach diesen Voraussetzungen in Lord Woodson schwerlich den Britten erkannt haben; vielmehr hatte sein Charakter etwas Eigenthümliches von beinahe allen Nationen Europas angenommen, denn er verband den Ernst des Britten mit der Leichtigkeit des Franzosen, dem Feuer des Italiens, der Gemessenheit des Spaniers, dem Gradfinn des Deutschen, dem Freimuth des Polen. Diese Vereinigung (oder richtiger: Verschmelzung) aller jener Geistes-eigenthümlichkeiten verschiedener Völker in dem Charakter des Lords war eine Folge seiner vieljährigen Reisen durch die meisten Länder Europas, seines Umgangs mit den vornehmsten und gebildetsten Klassen. Er hatte sich dadurch zum vollkommenen Weltmann ge-

bildet und jenen schnellen und richtigen Ueberblick aller Verhältnisse des Lebens sich erworben, vermöge dessen er, je nachdem es die Umstände erforderten, Andern bald zu imponiren, bald ihnen zu schmeicheln, bald ihnen mit Spott und Kälte zu begegnen, bald ihnen einnehmend und liebenswürdig zu erscheinen verstand. Sein Schaublick in Beurtheilung verschiedener Individualitäten machte es ihm möglich, über die Künstlerwelt, die sonst nicht leicht den Zwang der Unterthänigkeit trägt, so zu herrschen, daß sie seine Befehle gern annahmen und ausführten; ja man kann sagen, die Künstler rissen sich um die Ehre, für den Lord zu arbeiten. Im Widerspiel anderer Reichen, die, auf ihre Glücksgüter stolz, einen vornehmen Ton gegen den Künstler anstimmen und nicht undeutlich verrathen, daß sie für Beschützer der Kunst angesehen und als solche geehrt und geschmeichelt seyn wollen, wenn

sie auch nichts thun, als daß sie dem Künstler einen mäßigen Preis für sein Werk bezahlen, drückte der Lord in seinem Umgange mit den Künstlern die höchste Achtung und die ungeheucheltste Verehrung ihrer Kunst aus; oft, wenn er ein vortreffliches Gemälde sah, schloß er voll Feuer den Maler in seine Arme, äußerte dann mit einiger Schüchternheit, er würde sich glücklich fühlen, wenn er dieses Stück sein Eigenthum nennen könnte, doch müsse er gestehn, es sey unschätzbar, und keine dem Werthe des Kunstwerks angemessene Belohnung ausfindig zu machen. Durch diese wohlberechneten Aeußerungen war der Künstler gewonnen, das Gemälde war Eigenthum des Lords, und um keinen Preis hätte es ein Anderer bekommen, hätte er auch zehnfach die Summe zahlen wollen, die der Lord zahlte.

Wie seinen hervorstechenden geistigen Eigenschaften vereinigte aber auch der Lord alle

körperlichen Vorzüge, welche zum Bilde einer schönen Männlichkeit gehören. War irgend Jemand von der Natur zum Lieblinge des schönen Geschlechts bestimmt, so war es der Lord. Es boten sich ihm viele Liebesabentheuer an, denn wie konnte dies anders seyn in dem Lande, wo das Cicisbeat einheimisch, wo das Weib überhaupt — gleichsam aufgefordert durch das Klima und die üppige Natur — feuriger, freier, gewandter, zu Intriguen geneigter ist, als in den Nordländern? — Allein der Lord wich mit Klugheit und Geschick allen diesen Abentheuern aus; die schöne Gabrieli, welche damals als erste Sängerin in Florenz glänzte, hatte einzig sein Herz und seine Sinne gefangen genommen. Ausgestattet mit den höchsten körperlichen und geistigen Reizen, verdiente sie den Vorzug, den ihr der Lord vor allen Florentinerinnen gab. Sie war eine Deutsche, aus Passau gebürtig.

tig*), aber noch nicht zwölf Jahre alt von einem durch ihren Geburtsort reisenden italienischen Opernkomponisten, der in dem Mädchen vorzüglich Anlage für Musik entdeckte, mit nach Italien genommen, von ihm erzogen und zur Sängerin gebildet worden. So wie sie öffentlich auftrat, legte sie ihren deutschen Namen ab und nannte sich *Antonia Gabrieli*.

Das Verhältniß des Lords zur Gabrieli war ganz offen und frei; sie wohnte in Woodsons Hotel, er fuhr mit ihr aus, besuchte mit ihr die glänzendsten Gesellschaften, und nachdem das Publikum (welches eigentlich überall eins und dasselbe ist) sich in bitteren Anmerkungen und Stichelreden über dieses Verhältniß erschöpft hatte, ohne den mindesten Erfolg zu sehn, war es ruhig. Der

*) Arndt nennt diese Stadt eine der schönwetterigsten Städte Deutschlands. Reisen I. 97.

Lord sagte: Das Publikum ist ein Hund; wenn man ungestört seine Straße fortgeht und ihn bellen und kläffern läßt nach Gefallen, so wird er am Ende selbst das Bellen müde und man kommt von ihm los, ohne gebissen zu werden.

Eßlinger hatte damals sein erstes Gemälde ausgestellt: „Psyche, wie sie den schlummernden Amor belauscht,“ und wurde dadurch dem Lord bekannt. Der Lord zahlte dem Künstler einen höhern Preis dafür, als den geforderten, und lud ihn einige Tage nachher zu sich ein. Es wurde ein Frühstück aufgetragen; sie befanden sich allein. Herr Eßlinger, fing der Lord an, Sie haben durch Ihr Gemälde so hohe Erwartungen von Ihrem Talent in mir erregt, daß es mich freuen würde, wenn Sie sich entschlossen, die Idee zu einem neuen Gemälde, die ich Ihnen angeben werde, für mich auszuführen. Erlauben Sie mir aber, bevor ich Ihnen

das Nähere mittheile, eine Bemerkung über Ihre Psyche. Die Figur scheint mir zu unbelebt, zu kalt, so daß ich glaube, Sie haben den weiblichen Körper nur nach Bildwerken und Gemälden, nicht nach der Natur studirt. Gestehn Sie mir offenherzig: Haben Sie schon ein Weib ohne Hülle gesehen? Haben Sie schon eine Nacht in den Armen eines Weibes genossen?

Ein leichtes Roth flog über die Wange des Jünglings, das Feuer der Unschuld strahlte aus seinem dunkeln Auge und er sagte mit Festigkeit: Nein!

Dann freilich — versetzte der Lord — finde ich die Kälte, die ich an der Figur Ihrer Psyche tadelte, sehr erklärlich. Junger Freund! Das Weib ist die Krone, das Meisterstück der Schöpfung. Selbsttäuschung und Lüge aber ist es, wenn der Künstler glaubt, durch Bildsäulen und Bilder zur Darstellung des Herrlichsten und Schön-

sten auf dem Erdboden sich begeistern zu können. Seine Begeisterung ist erkünstelt und matt, wie die des Dichters, wenn er vom Glück der Liebe singt, ohne es genossen zu haben. Erst müssen Sie das Weib sehen in aller Pracht, mit welcher der Schöpfer es ausstattete, erst müssen Sie an einer pochenden Brust, in einer glühenden Ummarmung die Seligkeit gefühlt haben, die das Weib dem Manne zu gewähren vermag, dann werden Sie im Stande seyn, durch Ihren Pinsel ein schönes Weib zu verewigen.

Als der Maler schwieg, fuhr der Lord fort: Ich wollte Sie auffordern eine Venus für mich zu malen, wie sie dem Schaume des Meeres entsteigt; doch überzeuge ich mich nunmehr, daß diese Aufgabe für Sie zu schwierig — —

Ein Versuch würde vielleicht das Gegentheil beweisen — unterbrach ihn der beleidigte Maler.

Das Bild — sprach der Lord weiter, ohne sich stören zu lassen — sollte in Lebensgröße seyn; als Modell sollte Ihnen das schönste Weib in Florenz (vielleicht das schönste in ganz Italien) dienen; allein, wie gesagt, ein solches Werk übersteigt, wenigstens für jetzt, Ihre Kräfte —

Wie, Lord? unterbrach ihn der Maler aufs Neue. Sie gestehn mir Talent zu, Sie tadeln bloß eine gewisse Kälte meiner weiblichen Figuren, Sie meinen, daß sich diese Kälte, sobald ich zum Anschauen lebendiger Schönheit gelange, verlieren werde. Sie wollen mir dazu verhelfen, indem zum Bilde Ihrer Liebesgöttin das schönste Weib Italiens mir als Modell dienen soll. Und dennoch — steht dies nicht in offenbarem Widerspruch mit Ihren anfänglichen Aeußerungen? — dennoch erklären Sie mich immer noch für unfähig, Ihre Aufgabe zu lösen.

Ein sarkastisches Lächeln umschwebte die Lippen des Lords. Wo wollen Sie — fragte er — die Ruhe und den Muth hernehmen, die entschleierte Reize eines schönen Weibes bloß mit dem Auge des Künstlers zu betrachten? Jüngling, der ungewohnte Anblick wird Ihre, noch durch keinen Genuß erkaltete und geschwächte Begierde zu einer razsenden Flamme anfachen, wie ein Feuerstrom wird das Blut in Ihren Adern toben; die vermessene Hand, welche die üppigen Formen auffassen will, wird bebend niedersinken.

Sie trauen mir zu wenig Ruhe und Selbstbeherrschung zu! sagte Eslinger mit Bestimmtheit und schien gekränkt.

Der Lord schwieg eine Weile. Wohlan! sagte er endlich. Es gelte einen Versuch! Entweder beweisen Sie mir dadurch, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe, oder Sie zeigen, daß Sie mit Ihrer Selbstbeherr-

schung geprahlt haben. Wenn Sie entschlossen sind, diesen Versuch zu wagen; so finden Sie sich Morgen Abend, mit Ihrem Apparat versehen, wieder bei mir ein.

Der Maler kam, der Lord bewillkommte ihn freundlich. Er klingelte; der Bediente brachte zwei Flaschen Zyperwein und zwei Kelchgläser, goß sie voll und entfernte sich wieder. Mit Uebergang des eigentlichen Punkts berührte der Lord Anfangs bloß gleichgültige Gegenstände; erst nach einer Weile sagte er: Nun, lieber Eßlinger! Beharren Sie noch bei ihrem gestrigen Entschlusse, und wollen Sie mir Ihr Ehrenwort verpfänden, sich von der Sinnlichkeit zu keiner Vergessenheit Ihrer selbst hinreißen zu lassen?

Keine Frage! antwortete Eßlinger nicht ohne Stolz, und der Lord verließ darauf das Zimmer. Der Maler stürzte das Glas aus, und ging in brennender Erwartung

mit raschen Schritten einigemal die Stube auf und nieder, bis der Lord zurückkam, ihn schweigend bei der Hand faßte und mit sich fortzog. Sie waren durch zwei leere Nebenzimmer gegangen; jetzt öffnete der Lord ein drittes, und sagte: Treten Sie ein und gedenken Sie Ihres Versprechens!

Dem Maler schwand der Athem aus der Brust, als er in das Zimmer trat. Nicht die Wohlgerüche, die ihm entgegenwallten, berauschten ihn, sondern der Anblick des schönen Weibes, das, hingegossen auf eine Ottomane, dem Bilde der büßenden Magdalena von Wattoni sehr ähnlich war. Das niedergesenkte Haupt war auf den vollen Arm gestützt, die Locken fielen über die schneeweißen Schultern, welche so weit entblößt waren, daß man noch das Thal erkannte, welches die beiden Hügel der Brüste von einander scheidet. Sie trug kein Gewand; bloß ein Stück hellblaue Seide war kunstlos um ih-

ren Leib geschlagen, und bedeckte ihn bis über die Waden; so daß nur noch die kleinen wie aus Wachs geformten Füße sichtbar waren.

Der Lord drückte den Maler an die Wand und sagte mit einem etwas auffallenden Tone: Hier stehen und sehen Sie! — Dann ging er zu der schönen Ruhenden, und sprach: Signora, ich bitte Sie! wobei er die Seide von ihrer Schulter über die Brust herabzog. Sie erhob sich von ihrem Lager, der Lord umfaßte sie und entrang der sich Sträubenden die seidene Hülle. Jetzt stand sie vor dem Maler, wie Eva, die Mutter der Menschen, vor Adam stand, als Gott, der Herr, sie aus dessen Rippe erschaffen hatte. Sie senkte das Haupt, legte den rechten Arm über ihre Brust und mit dem Linken verhüllte sie ihren Schoos.

Aphrodite! rief Eßlinger glühend, und stürzte, sich und sein Versprechen ver-

I. Bdchn.

E

gessend, mit offenen Armen auf das schöne Weib zu, aber der Lord streckte ihm die geballte Faust entgegen und rief mit funkelnden Augen: Zurück, Tollkühner! dann wand er rasch die seidene Hülle wieder um den Leib des Weibes und sagte: Entfernen Sie sich, Signora! — Sie entschwand in ein anstoßendes Kabinet, der Lord aber faßte den beinahe ohnmächtigen Maler hart bei der Schulter und schob ihn aus dem Zimmer in dasjenige, wo sie zuerst gewesen waren. Hier warf er ihn in einen Stuhl und sagte mit verächtlichem Tone zu ihm: Sie sind ein Prahler und zugleich ein albernes Kind, Eßlinger! Wollen Sie es nicht verständiger anfangen, so werden Sie nie etwas in der Kunst leisten.

Der Maler sprang auf und sagte heftig: Lord, Sie legen es darauf an, mich zu beleidigen!

Meinen Sie? versetzte der Lord mit Kälte:

te. — Diese Mühe, junger Mensch, gebe ich mir nicht mit Ihnen. Wollen Sie Ihre pedantischen Grundsätze, wollen Sie das Phantom — Unschuld genannt — der Kunst nicht aufopfern, so werden Sie in Ewigkeit ein kindischer Maler oder als Maler ein Kind bleiben.

Eßlinger schüttelte heftig den Kopf, um damit seine Mißbilligung der vom Lord ausgesprochenen Grundsätze auszudrücken. Der Lord schien nicht darauf zu achten. Love is heaven and heaven is love!*) rief er und füllte die Gläser. Trinken Sie, Maler, damit Sie Verstand bekommen. Aber verstehen Sie mich recht; ich spreche von keiner überirdischen Liebe, nicht von der sogenannten Platonischen, die ein Unding ist. Genuß, glauben Sie mir, ist das höchste

— E 2

*) Worte aus Walter Scott's Lady of the lake.

in der Liebe, und die hellloderndste Flamme erlischt, wenn die Geliebte den Liebenden — oder umgekehrt — darben läßt. Also genießen Sie! Hier in Florenz finden Sie mehr als Ein Haus der Freude, und drinnen liebenswürdige Mädchen genug, von denen Sie eine schöne Nacht um billigen Preis erkaufen können. Nach einer solchen Nacht kommen Sie wieder zu mir, dann werden Sie vernünftiger und brauchbarer seyn —

Apage, Satanas! murmelte der Maler für sich und griff nach dem Hute. Sie wollen fort? fragte der Lord. Ich fühle mich außer Stande, versetzte jener, Ihre Aeußerungen länger mit Ruhe anzuhören! und empfahl sich.

Er stürmte die Treppe hinunter und befand sich erst wohl, als er im Freien war.

Der Zyperwein brauste in seinen Adern, das Bild des schönen Weibes tanzte vor sei-

nen Augen, die Worte des Lords hallten in seinem Innern wieder. Er taumelte über die Straße und kannte sich selbst nicht mehr; eine verzehrende Sehnsucht, deren Gegenstand er nicht zu nennen wußte, brannte in seinem Herzen; alle seine Lebensgeister waren in Aufruhr.

Es war anbrechende Nacht. Aus den hell erleuchteten Fenstern eines schönen Hauses am Marktplatz flogen die Töne einer lustigen Musik. Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß dieses Haus ein Bordell sey, deshalb war er sonst immer voll Abscheu und mit flüchtigen Schritten, wie ein Verfolger, vorbeigeeilt. Sonderbar! heute blieb er stehen und blickte in Gedanken verloren die hellen Fenster an.

Da fühlte er sich von einem fremden Arm bei der Schulter gefaßt, und als er den Kopf wendete, stand sein Freund, der Bildhauer Ulrich Pirckheimer, hinter ihm. Gu:

ten Abend, Landsmann! sagte er lachend. Nimm's mir nicht übel, daß ich lache, und noch dazu über Dich. Du stehst ja hier, wie Herkules am Scheidewege. Aus den Fenstern gegenüber schallt buhlerische Musik, und in der Kirche hinter Deinem Rücken läuten sie die Vesper ein. Wahrscheinlich überlegst Du, was zweckmäßiger sey, das Gotteshaus zu besuchen oder das Freudenhaus? Ich rathe Dir zum letztern, aus dem ganz einfachen Grunde, weil ich selbst dahin will, denn das wirst Du doch zugeben, daß Du keinem bessern Beispiele folgen kannst, als dem meinigen? —

Pirkheimer griff bei diesen Worten Eslingern untern Arm und zog ihn in's Haus. Er befand sich — eigentlich wußte er nicht, wie er dahin gekommen? — in einem prachtvollen Spiegelsaal unter einem Chore tanzender Mädchen, die in wollüstigen, die Sinnlichkeit aufregenden Bewegungen und

Stellungen wetteiferten. Virkheimer haschte eine Nymphe und zog sie auf seinen Schoos, und Eßlinger wußte nicht, wie ihm geschah, als plötzlich ein freundliches Mädchen an seinem Halse hing und seinen Mund mit durstigen Küssen bedeckte. Wie du glühst, schöner Junge! lispelte die Sirene und strich ihm das krause Haar von der Stirne. Komm doch mit, komm mit mir! — Sie zog ihn aus dem Saale in einsames Gemach, und hier zerfiel das Kleid seiner Unschuld in Asche.

Die Morgendämmerung kämpfte mit der Nacht um den Sieg, als er den Weg nach seiner Wohnung nahm. Das Nachgefühl der genossenen Lust durchschlich mit milder Wärme seine Adern, er fühlte sich ungewöhnlich aufgeregt zum Erfinden, zum Schaffen; aber schüchtern wandte sein Auge sich ab von dem Madonnenbilde, was er begonnen hatte. Matt, todt, ja ganz fremd kam

ihm sein Werk vor, denn der Genuß der vergangenen Nacht und die Erscheinung des schönen Weibes, das er beim Lord gesehen, hatten seiner Phantasie eine ganz andere Richtung gegeben. Nicht für die himmlische, sondern für die irdische Liebe fühlte er sich jetzt begeistert.

Ja, — rief er aus — in diesem Augenblicke muß eine Venus Anadyomene mir glücken, oder sie glückt mir nie. Stolzger Lord, ich will mich an dir rächen. Du hast mich wie einen Knaben behandelt, beschämt stand ich vor Dir; nun bin ich Mann geworden, und nun sollst Du vor mir erschrecken, daß ich Mann bin.

Es ließe sich ohne Mühe aus der Geschichte nachweisen, daß keine Leidenschaft des Menschen gewaltigere Wirkungen hervorgebracht hat, als der Ehrgeiz. Bei Eßlingern verbündete sich noch dazu, da der Lord ihn nicht bloß als Künstler beleidigt,

sondern ihn auch als Menschen verächtlich behandelt hatte, mit dem Ehrgeize die Masche, welche Leidenschaft ein neuer Apologet derselben *) ein Schwert der Gerechtigkeit nennt, geschmiedet in ewiger Liebe, geschliffen am höchsten Verstande, geweiht vom tiefsten Schmerze.

Beide Leidenschaften also waren es, welche vereinigt Eßlingern zu einem Gemälde der meerentstiegenen Venus befeuerten. Während er an dem Bilde arbeitete, war sein Zimmer verschlossen, er ging nicht aus und ließ Alle, die ihn zu besuchen kamen, abweisen, nicht blos, um sich ungestört der Vollendung des Gemäldes widmen zu können, sondern auch, um sein Werk von Niemandem erblicken zu lassen.

Er arbeitete emsig, und nach Verlauf von ungefähr funfzehn Tagen war das Stück,

*) L. Achim von Arnim.

troß seines bedeutenden Umfangs, fertig. Er unterwarf es dem Urtheile des strengsten Kunstrichters, nämlich seinem eigenen, und durfte sich mit geheimem Triumphe gestehen, daß das Bild in hohem Grade gelungen zu nennen sey. Es war ganz nach der Idee des Lords; bei der Darstellung selbst hatte Eßlinger einige Worte aus dem schönen lateinischen Gedichte *Pervigilium Veneris* im Sinne gehabt. Die Liebesgöttin wurde in einer Muschel stehend von den entzückten Wellen dem blühenden Ufer entgegengetragen. Neugierig tauchten die Nereiden aus der Fluth empor, fröhliche Delphine sprangen um die Schifferin her, Himmel und Erde schien die Neugeborene mit Jauchzen zu begrüßen, — so glänzte der Himmel, so blühte die Erde! — die meiste Freude aber hatte Eßlinger darüber, daß in der Gestalt und besonders im Antlitze der Liebesgöttin das Urbild, die schöne Gabrieli — diese

nämlich war es, die der Maler beim Lord sah — nicht zu verkennen war.

Nunmehr ließ Eßlinger beim Lord um Erlaubniß bitten, ein eben vollendetes Gemälde ihm zeigen zu dürfen; sein Besuch wurde angenommen, und er begab sich sofort in Begleitung des Bildes, welches er wohl verhüllt sich nachtragen ließ, in Woodsons Hotel. Der Lord schien den frühern Vorfall ganz zu ignoriren, denn er war (oder stellte sich doch) ausnehmend freundlich gegen den Maler. Ich dacht' es wohl — fing er scherzend an — daß Sie mit einem Werke für die Ewigkeit beschäftigt seyn müßten, weil meine Schwelle sich kaum erinnert, wenn sie zum letzten Male die Ehre hatte, von Ihnen betreten zu werden.

Der Ton, in welchem der Lord sprach, war eigentlich Eßlingern nicht der rechte; viel lieber wäre es ihm gewesen, wenn der Lord ihn geringschätzig behandelt hätte, denn

er war vorbereitet, ihn heute mit gleicher Münze zu bezahlen. Er suchte sich indeß einige Genugthuung dadurch zu verschaffen, daß er einen ironischen Ton anstimmte. Lord! — begann er — ich weiß nicht, ob Sie sich dessen noch entsinnen, wir sprachen doch leßthin von einer Venus? — ich bringe sie mit.

Was? fragte Woodson. Sie hätten eine Venus gemalt; Eßlinger, Sie?

Parodirend erwiederte dieser: Ja, Eßlinger, ich! — Sie sollen das Bild sehen und dann nach Ihrem Gewissen urtheilen, ob ich noch den Titel eines kindischen Malers verdiene? — Damit Sie aber den vollkommenen Eindruck des Bildes empfangen, ersuche ich Sie, sich so lange zu entfernen, bis ich es gehörig aufgestellt habe.

Ohne etwas zu erwiedern, ging der Lord in das anstoßende Zimmer; der Maler stellte hierauf sein Bild in das vortheilhafteste

Licht, und rief, als er damit fertig war:
Nun, — Lord Woodson, — ist's gefäl-
lig? —

Einen Augenblick blieb der Lord, vom
Erstaunen gefesselt, in der Thür stehen, dann
stürzte er auf Eßlingern zu, der mit der
Miene eines Triumphators da stand, und
rief: Wer hat Ihnen bei diesem Bilde ge-
holfen, ein Engel oder . . . ?

„Ein Teufel!“ fiel ihm der Maler ins
Wort. „Ja, Lord! Dieses Bild ist ein Werk
der Sünde; eigentlich ist es Ihr Werk,
denn Sie haben die Pfeiler meiner Grund-
sätze, die ich für unzerbrechlich hielt, nieder-
gestürzt.“ —

Der Lord sagte lachend: Sie haben —
wie ich durch meine Spione erfuhr — an
jenem Abende, wo wir eine allerdings merk-
würdige Unterredung hatten, ein gewisses
Haus besucht, und ich freute mich darüber,
daß Sie Belehrung angenommen. Ich will

nicht hoffen, daß Sie jetzt deswegen Gewissensbisse fühlen.

Ja, ich fühle sie,“ versetzte Eßlinger heftig, „und werde sie ewig fühlen. Fluch der Begeisterung, die der Künstler mit einer Sünde erkaufte! — Ich zeigte Ihnen dies Bild, um Ihnen zu beweisen, daß ich eine Liebesgöttin zu malen wohl im Stande bin, aber um diesen Preis male ich keine wieder, und dieses Bild soll mir ein warnender Engel seyn, wenn je wieder aufkeimende Sinnlichkeit zu einer ähnlichen Verirrung mich hinzureißen droht.“ Eßlinger umfaßte, indem er dieses sagte, das Gemälde und schien es forttragen zu wollen.

Halt! donnerte der Lord und faßte den Arm des Malers. Das Gemälde gehört mir, denn erstens habe ich es bei Ihnen bestellt, zweitens haben Sie die Gabrieli gesehen, wie sie außer mir noch von keinem Menschen gesehen worden ist; dies ist ihr

Körper, ihr Gesicht! — und drittens, viertens und fünftens gehört das Bild mir, weil ich es durchaus haben will und muß. Sie kommen mit demselben nicht aus diesem Zimmer.

„Halt!“ rief der Maler eben so, und hielt das Bild fester. „Was wollen Sie? Aus einem einzigen Grunde, der aber schwerer wiegt, als funfzig Ihrer Gründe, gehört das Bild nicht Ihnen, sondern mir — nämlich, weil ich es gemalt habe, und Sie nicht!“

Wollen Sie mir es — sagte der Lord mit Hitze — in Güte nicht abtreten, so muß ich mich seiner mit Gewalt bemächtigen, denn ich sage Ihnen: Sie dürfen das Bild durchaus nicht zurücknehmen.

„Gewalt?“ fragte der Maler. „Sie bedenken wohl nicht, daß es Geseze giebt —?“

Konnexionen, Freund! — lachte der

Lord — sind besser, als das klare Recht, und wo die Löwenhaut nicht zureicht, sagte schon Lysander, muß man einen Streifen vom Fuchsbalg daran nähen.

„Machiavelli'sche Grundsätze!“ rief Eßlinger. Aber bei mir kommen Sie damit nicht aus. Ich wage das Aeußerste. Ich wende mich an das Gericht. Und selbst, wenn Sie unverhoffter Weise Recht behalten, werden Sie doch prostituiert!“

Mensch, mäßigen Sie sich! schrie der Lord. Wenn Sie mich auf das Aeußerste treiben; so zerreiße ich das Bild, und dann ist unser Streit geschlichtet.

„Ja, wenn Sie das thun wollen,“ versetzte der Maler mit Eiskälte, „dann ist allerdings unser Streit zu Ende; ich verliere das Bild, so wie Sie es verlieren.“

Der Lord stufte, fuhr mit der Hand über

die Stirne und sagte nach einer Pause: Vielleicht können wir uns friedlich vertragen. Erlauben Sie wenigstens, daß noch Jemand Ihr Bild sehn und bewundern darf.

Ohne etwas zu erwiedern, trat Eßlinger, während der Lord das Zimmer verließ, an's Fenster, und blickte gedankenlos hinaus, bis ein Geräusch hinter seinem Rücken seine Aufmerksamkeit erregte. Die Gabrieli stand mit dem Lord vor seinem Gemälde.

Wie der Maler sich umwendete, sprach Woodson: Jetzt bitte ich Sie, Signora! Bedienen Sie sich des ganzen Uebergewichts Ihres Geschlechts über das unsrige, um gegenwärtigen Troßkopf zu bewegen, daß er dieses Bild mir überläßt. Ich habe deshalb schon meine schönsten Worte an ihn verschwendet, aber ohne Erfolg.

Ein Gemisch von Hoheit und Freundlichkeit, welches ihr so wohl stand, lag auf dem Angesicht der Signora, indem sie sich an

unsern Maler wendete: Wenn meine Bitten irgend etwas vermögen . . . fing sie an, und schon der Flötenton ihrer Stimme reichte hin, das härteste Männerherz zu bezwingen.

Der Starrsinn des Künstlers war bezwungen, er sank vor der Gabrieli nieder, um ihre Hand an seine heißen Lippen zu drücken. Der Lord ließ es aber dazu nicht kommen, sondern zog ihn beim Arme in die Höhe und sagte wieder in dem kalten Tone, bei welchem allemal des Malers Herz zu Eis gefror: Lassen Sie die Abgötterei! Jetzt ist die Rede blos vom Bilde

Nun, das Bild — entgegnete Eslinger — schenke ich Ihnen, weil Sie darauf bestehen, ob es gleich für Sie keinen Werth haben kann, da es blos Kopie und das Original bereits in Ihrem Besitze ist.

Er nahm bei diesen Worten seinen Hut

und empfahl sich mit einer höchst verbindlichen Verbeugung gegen die Signora, mit einer äußerst gleichgültigen gegen den Lord.

Hab' ich doch — sprach er, als er zu Hause war, mit einer gewissen Selbstzufriedenheit zu sich — dem Stolzen gezeigt, daß ich allenfalls auch weiß, was ich werth bin, aber nie soll er mich wieder in seinen Prunkzimmern sehen, nie wieder! Das Bild mag er behalten, weil die schöne Gabrieli mich darum bat. — Wie er ihren Namen nannte, stieg ein Seufzer aus seiner Brust. Ach, er hatte nicht ungestraft das schöne Weib hüllenlos gesehen, ja es schwebte ihm dunkel vor, daß er an jenem Abende, wo er die Sirene umarmte, an der Brust der Gabrieli zu liegen gewähnt hatte.

Wäre Sie nicht gewesen, dann würde er auch seinem Vorsatze, die Wohnung des

Lords nie wieder zu betreten, treu geblieben seyn, aber dort lebte, dort athmete ja auch Sie, deren Bild er aus seiner Seele nicht zu vertilgen vermochte. Als der Lord nach einigen Tagen ihn aufs Neue zu sich einladen ließ, nahm er die Einladung sogleich an, ohne nur im Mindesten seines Vorsatzes zu gedenken.

Es ist schon gesagt worden, daß der Lord sein Betragen, so wie das Chamäleon die Farbe, änderte, je nachdem äußere Umstände auf ihn einwirkten. Heut fand ihn der Maler sehr aufgeräumt; ihre Unterhaltung bezog sich größtentheils auf Gegenstände der Kunst, und der Lord flocht sogar manche lustige Maleraneddote ein, z. B. von dem französischen Maler Grimou, welcher sich bei seinen Porträts durchaus kein Kostume vorzuschreiben ließ, und in seiner tollen Laune einmal einen seiner Freunde, so sehr dieser dagegen protestirte, als David malte, wie

er Goliaths Kopf in der Hand hält; dann vom niederländischen Maler Adrian Brauwer, wie dieser einstmals in Antwerpen für einen Spion angesehen und auf die Wache gebracht wurde, sich aber dadurch frei machte, daß er die Soldaten, welche Karte spielten, mit einer Kohle meisterhaft auf die Wand zeichnete; ferner von dem Italiener Baptista Gauli, welcher, als er das Bild eines Nobili gemalt hatte, aber nachher mit dem Besteller wegen des Preises sich verungewinnte, dadurch zu seiner Bezahlung gelangte, daß er über das Porträt noch ein Gefängnißgitter malte und es dann mit der Unterschrift: Der Mann sitzt Schulden halber gefangen! in seiner Werkstatt ausstellte.

Solche und andere dergleichen Anekdoten erzählte der Lord auf eine äußerst belustigende Weise, und Eßlinger lachte darüber, doch that er es ziemlich gezwungen und gedanken-

los, weil er immer den Eintritt der Gabrieli erwartete. Aber seine Hoffnung betrog ihn; die Signora erschien nicht, sondern er speiste mit dem Lord allein. Bei Tische wurde ihr Gespräch immer vertraulicher, anziehender und aufgeweckter, so daß Eßlinger die Gabrieli kaum vermißte. Als er endlich gegen Mitternacht zum Fortgehen sich anschickte, öffnete der Lord seine Chatouille, nahm einen Ring heraus, und indem er diesen dem Maler ansteckte, umarmte er denselben und sagte: Eßlinger! Ich habe Sie schwer beleidigt, doch Sie handelten großmüthig; der Britte weiß das zu schätzen; verzeihen Sie mir und werden Sie mein Freund! — Diesen Ring (er ist eine ganz unbedeutende Erwiederung Ihres schönen Geschenks) tragen Sie mir zum ewigen Andenken! —

Eßlinger stand betroffen; eine glänzende Thräne füllte sein Auge. Bald starrte er

den kostbaren Brillantring, bald den Lord an, dessen innere Bewegung nicht zu verkennen war. Beide schwiegen. Endlich stürzte der Maler an den Hals des Dritten und rief: Räthselhafter Mann! ich hatte mir vorgenommen, Sie zu hassen; nun zwingen Sie mich, Sie zu lieben. Ja, wenn Sie es wollen, will ich Ihr Freund seyn — Ihr einziger auf der Erde, wenn Sie je so unglücklich seyn sollten, keinen weiter zu besitzen! —

Versöhnt und in großer Bewegung entfernte er sich.

Und von diesem Augenblicke an war er des Lords treuester Freund, ja nach einem harten Kampfe mit sich selbst dämpfte er auch die Leidenschaft, welche für die Gabrieli in seinem Herzen brannte; blos das Gefühl innigster Verehrung und Achtung, die sie unlängbar verdiente, obgleich ihr Verhältniß zum Lord ungeseglich war, blieb in seiner

Brust zurück. Von nun an war er häufig in Gesellschaft des Lords und der Gabrieli, und verlebte mit ihnen sehr glückliche Stunden, bis beide nach Neapel abreisten. Zwar drang der Lord in den Maler, sie dorthin zu begleiten; als dieser aber den Wunsch äußerte, seiner Studien wegen in Florenz zurückbleiben zu dürfen, unterließ der Lord ferner in ihn zu dringen, doch unterstützte er ihn durch ansehnliche Summen, so lange er in Florenz sich aufhielt.

Nach ein paar Jahren aber erwachte in Eglinger die Sehnsucht nach seinem Vaterlande; er verließ das Land, wo die Zitronen blühen, kehrte in seine Geburtsstadt zurück, sah seine Veronika, liebte sie, heirathete sie, und — gerieth in Noth.

Jetzt mit der Goldrolle, welche er von der Gabrieli empfangen, in der Tasche, hoch begeistert vom Wiedersehen des schönen Weis-

bes, welches ihm in mancherlei Beziehung so theuer war, belebt durch die zahllosen herrlichen Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Italien, welche durch die Signora in ihm hervorgerufen worden waren, ging er mit Eilschritten seiner Wohnung zu.

Wie er aber bei Mainoni's Keller vorbei kam, schallte das muntere Gespräch und das Gelächter der dort versammelten Gäste so einladend zu ihm herauf, daß er an die gefüllte Tasche klopfend zu sich sagte: Nun, ich habe gedurbt genug — so will ich mir denn auch heut einmal eine rechte Güte thun! —

Er stieg die Treppe hinunter und fand eine zahlreiche gemischte Gesellschaft, welche mit feurigen Zungen redete.

Tokater! rief er, indem er sich an die lange Tafel setzte und ein Goldstück hinwarf. Beiläufig: Wer lange Noth gelitten hat und nun mit einem Male zu Gelde kommt, ist

leicht ein Verschwender; so war es mit Essingern. Die Reichen sind behutsamer, gemessener in ihren Ausgaben, und eben deswegen ist die Behauptung Montaigne's, daß jeder Reiche ein Geizhals sey, nicht so ganz unrichtig, als es den ersten Anschein gewinnt.

Wie der Maler ein Glas des Feuerweins ausgeschlürft hatte, fing die Unterhaltung an, ihm interessant zu werden.

Und es wird auch eher nicht besser in Europa — schrie ein Mann mit spitzer Nase, welche den Politiker verrieth — bis nicht mehrere Millionen Menschen sterben oder auswandern. Ich kann gar nicht begreifen, weshalb sie hier so zusammenhocken. Es giebt noch so viel unbebaute Länder und Distrikte. —

Allerdings, Herr Hofrath! — fiel ihm ein Anderer in's Wort, der fast dieselbe Physiognomie hatte. — Und ich schlage hiermit vor, aus allen Staaten Europa's die

entbehrlichsten Individuen auszuheben und sie nolentes volentes nach Afrika zu spediren, um die Wüste Sarah urbar zu machen. —

Sie spaßen, wo ich in vollem Ernste rede! entgegnete der Erste mit einiger Heftigkeit.

Oder — fuhr der Zweite fort, ohne sich stören zu lassen — es müßte auf den Diebstahl überhaupt, und wenn auch nur ein Groschen oder so viel an Werth gestohlen würde, in allen Staaten und Stäätchen Deutschlands die Todesstrafe gesetzt werden, dann würde in Kurzem Kraft des Gesetzes die Hälfte der Einwohner entweder gehängt, oder nach Belieben geköpft, allenfalls gerädert, oder was das Zweckmäßigste seyn würde, guillotiniert. Das ginge recht gut an, denn der Marchese Beccaria, der sich gegen die Todesstrafe überhaupt erklärte, ist ja längst vermodert. —

Wenn man Griech würde! schrie mit schnarrender Stimme ein Sekondelieutenant

über die Tafel. Straf mir Gott! 's ist doch ein ganz miserables Leben im Früden, kein Avansemang und die Tasche so knapp, daß jar nicht damit auszukommen, und noch dazu die monatlichen Abzüge. —

Haben Sie keine Sorge! — versetzte der Politiker, welcher zuletzt gesprochen hatte. Bis zum Kriege ist's nicht mehr weit hin. Nächstens geht der Tanz mit Spanien los. —

Ja, was Sie sagen! fiel ihm der andere Politiker höhnißlich in die Rede. Aus welcher Quelle haben Sie denn diese Nachricht?

Aus sehr zuverlässiger! erwiederte jener. Meine ausgebreiteten Verbindungen setzen mich in den Stand —

Hier brach der Andere in ein helles Gelächter aus und schien etwas Reißendes entgegen zu wollen, allein er wurde daran verhindert durch einen Mann, welcher bisher untheilnehmend an der Unterhaltung dage-

essen und mit einem neben ihm liegenden Stück Kreide Zahlen und Exempel auf den Tisch geschrieben hatte. Er trug bloß einen simpeln grauen Frack und ein schwarzes Halstuch und der Kummer saß auf seiner gefurchten Stirne. Man konnte ihn füglich für einen unglücklichen Spekulant nehmen.

Ja, das wäre wohl eine vortreffliche Sache — fing er langsam und bedächtig an — wenn jetzt ein Krieg ausbräche, aber nota bene es müßte ein recht bedeutender seyn — da zirkulirt Geld — da sind Geschäfte zu machen — da giebt's etwas zu verdienen — jetzt ist Alles in's Stocken gerathen — Handel und Gewerbe liegt wegen der unerschwinglichen Abgaben und drückenden Zollgesetze —

Die jetzige Noth ist von den Menschen selbst verschuldet — fing ein Mann mit einer Glase und finster verzogenen Augenbraunen an, welcher neben dem Sprecher saß.

Es wird zu viel Aufwand gemacht; für Papalien wird eine Menge Geld weggeworfen. wozu das? — Wenn ich einen Menschen sehe, der an jedem Finger einen Ring trägt, eine goldene Repetiruhr in der Tasche hat, und sein Halstuch nicht gewöhnlicherweise knüpft, sondern mit einer schimmernden Busennadel zusammenheftet, den bin ich geneigt für einen Betrüger zu halten, wenn ich nicht genau das Gegentheil weiß. Gewöhnlich liegt einem blendenden Aeußern die Absicht zu Grunde, Andere zu täuschen. Der ehrliche solide Mann verachtet solchen Tand. O daß wir doch zur Einfachheit unserer Vorfahren zurückkehren wollten —

Dann — fiel ihm der eine Politiker in's Wort — müßten wir Eicheln fressen wie die Schweine, uns den Bart nicht scheeren, keine Häuser, sondern Hütten haben, auf der Erde liegen wie das liebe Vieh, uns in Wolfs- oder Bärhäute einnähen, und be-

sonders — das merken Sie sich, Herr Philosoph! — keinen Markobrunner trinken, wie Sie eben thun, sondern klares Quellwasser.

Oder liegt vielleicht — fragte der Nachbar des Politikers, welcher im Aeußern ziemlich vernachlässigt war und wohl ein Pädagog seyn mochte — der Grund darin daß so viele Familien, besonders die vornehmeren, ihre Kinder jetzt nicht erziehen, sondern verziehen lassen — ?

Auch unsere Literatur — fing ein Anderer an, welcher dem Politiker gegenüber saß und nach seinem Aeußern und seinen Reden ein unglücklicher Schriftsteller zu seyn schien — liegt jetzt in den letzten Zügen. Von den Fürsten wird nichts dafür gethan; die Menge der Zeitschriften und Almanachs verdirbt das Publikum sowohl, als die Schriftsteller; blos Kleinigkeiten werden geliefert, an etwas Großes und Bedeutendes denkt Niemand, und die Kritik ist in den Händen der

Unberufenen, allerhand Masken werden vor-
genommen, sogar Schatten aus der Unter-
welt werden heraufbeschworen, um die ein-
seitigen, ungegründeten und oberflächlichen
Urtheile zu bemänteln, anstatt daß die Re-
gierungen sich ins Mittel schlagen und mit
Benutzung der vorzüglichsten Köpfe Institu-
te gründen sollten, durch welche die Kritik
streng und gerecht gehandhabt würde.

Und die Krebse*) müssen aufhören! —
begann ein Anderer, es mochte wohl eben-
falls ein Schriftsteller oder vielleicht ein
Buchhändler seyn — Der Deutsche Buch-
handel muß nach Art des Französischen und
Englischen eingerichtet, Alles muß auf be-
stimmte Rechnung genommen werden —

*) Wenn der Leser nicht weiß, was Krebse im buch-
händlerischen Sinne bedeuten, und auch in dem
beliebten Konversations-Lexikon keine Auskunft
darüber findet, so wolle er deshalb bei irgend
einem Buchhändler anfragen; doch ist zu er-
warten, daß er ein saures Gesicht bekommt.

Ganz richtig! — sagte der Philosoph —
Im Allgemeinen aber wäre unserm Zeital-
ter mehr Moralität zu wünschen —

Quod non! fiel ihm der eine Politiker
in die Rede. Immoralität im Gegentheil
dient oft dazu, gefallene Staaten wieder in
Aufnahme zu bringen. Ich will Ihnen ver-
schiedene Beispiele aus der Geschichte anfüh-
ren —

Bemühen Sie sich nicht! erwiederte je-
ner. Eine schlechte Handlung bleibt immer
schlecht, selbst wenn durch sie etwas Gutes
bezweckt und bewirkt wird. Oder wollen Sie
jenen Schuster loben, welcher das Leder
stahl, Schuhe daraus machte und sie theils
an die Armen verschenkte, theils um einen
Spottpreis verkaufte? —

Der Philosoph wollte noch weiter spre-
chen, allein er wurde auf eine sonderbare
Weise in seiner Rede gestört. Ein langer
hagerer bleicher Mann mit eingefallenen

Backen, welcher bisher an einem Tischchen in der Ecke allein gesessen, und ohne roth zu werden zwei Bouteillen Burgunder geleert hatte, näherte sich dem Maler, welcher still darsaß und dem Gespräch zuhörte, ohne sich darein zu mischen, mit dem Glase in der Hand, und sprach: Guten Abend, Leonhard! Stoß an!

Was seh' ich? Pirkheimer? rief der Maler aufschauend. Wie kommst Du hieher, und wie ist's Dir ergangen, seit wir in Florenz uns trennten? Man sagte mir, Du wärest todt.

Das bin ich auch! versetzte der Blase mit hohler Stimme. Stoß' an Leonhard! Auch die Todten sollen leben!

Nun in Gottes Namen! rief der trunkne Maler. Ulrich, die Todten sollen leben! — Sie stießen an; da zersprang Eßlingers Glas mit gellendem Geschrei in seiner Hand und fiel in kleinen Scherben zu Boden.

Gott, was ist das? rief der Maler zusammenschauernd und die ganze Gesellschaft war still und betroffen.

Brüderchen! sagte der Blasse singend, indem er dem Maler auf die Schulter klopfte. Geh' zu Hause. Dir steht ein Unglück bevor.

Erschrocken taumelte der Maler auf und eilte nach der Thür. Wie er sie öffnete, wollte eben der Marqueur eintreten. Geheimnißvoll fragte dieser: Nicht wahr, Herr Esslinger, der Herr, mit welchem Sie eben sprachen, ist der ewige Jude?

Nein, der Teufel ist's! fuhr der Maler den Fragenden an.

Trinkt denn der Teufel Burgunder? fragte der Marqueur aufs Neue, allein der Maler rannte die Treppe hinauf.

Von beängstigenden Ahnungen durchbebt eilte er seiner Wohnung zu. Es war schon

Abend geworden, wie er dort anlangte. Veronika saß schluchzend neben der Wiege ihres Kindes, und auf dem Tischchen neben ihr brannte eine Lampe, bei deren Schein der Maler im Auge seines Weibes Thränen schimmern sah. Er umarmte und küßte die Weinende und sprach: Laß die Thränen, geliebtes Weib! Ich bringe einen Haufen Gold mit, dadurch wollen wir bald den Mangel aus unserer Wohnung verbannen! — Bei diesen Worten schüttete er die funkelnden Goldstücke auf den Tisch.

Aber Veronika weinte und schluchzte nur heftiger. Ach, wie könnt' ich mich jetzt freuen — sprach sie — unser Kind liegt ja im Sterben! —

Was ist das? rief der Maler erschrocken. Ich verließ ja den Knaben am heutigen Morgen frisch und gesund.

Ach Gott! weinte die Mutter. Wie Du fort warst, hatte ich das Kind aus den Win-

deln genommen und stand mit ihm am Fenster, welches nicht zugeriegelt seyn mußte, denn es wurde mit einem Male von einem schneidenden Luftzug aufgerissen; dieser traf das Kind, welches ich im bloßen Hemdchen auf den Armen hielt, und sogleich fing es heftig zu zittern an und krampfte die Händchen zusammen. Ich legte es sogleich in die Wiege und deckte es warm zu, allein es bekam Zufällen, welche immer ärger wurden.

Der Maler schaute dem Knaben in das bleiche Gesicht, über welches der Schmerz hinlief. Barmherziger Himmel! rief er außer sich. Und warum wurde denn nicht sogleich ein Arzt herbeigeholt?

Ich war ja ganz allein — versetzte Veronika — wie hätte ich das Kind verlassen dürfen? Und Du bleibst so lange —

So will ich nur gleich zum Doktor laufen! sagte der Maler und that es. Allein den, welchen er suchte, traf er nicht; ein

zweiter, dritter und vierter war ebenfalls nicht zu Hause; endlich nachdem er wohl zwei Stunden in der weitläufigen Stadt umhergerannt war, traf er den fünften, einen liebevollen Mann, der voll Theilnahme an dem Vaterschmerze des Malers, welchen dieser so heftig ausdrückte, sogleich mitging.

Mitternacht war nahe, als sie in Eßlingers Wohnung ankamen. Die Krämpfe des Knaben hatten zugenommen, seine Füße waren ganz kalt und sein Puls ging schwach. Der Arzt stößte ihm von der Arznei, die er mitgebracht, einen Löffel ein, das Kind wurde nach einer kleinen Weile ruhiger und fiel in einen sanften Schlummer, aus welchem es jedoch von Zeit zu Zeit erwachte.

Der Arzt saß mit den Eltern neben der Wiege. Ist Hoffnung, Herr Doktor? fragte die Mutter mit Thränen. — Beruhigen Sie sich! entgegnete der Arzt. Jetzt kann

ich Ihnen noch nicht bestimmt meine Meinung sagen, aber ich will hier bleiben, denn bis zum Morgen muß es sich entscheiden.

Nun blieben alle Drei stumm sitzen und belauschten die Athemzüge des Kindes. Es schlief mehrere Stunden ruhig, nur zuweilen bewegte es sich und regte die Lippen. Allein wie es ungefähr um sechs Uhr früh Morgens war, wachte der Knabe laut schreiend auf, griff mit krampfhafter Hand in das Bettchen, zog die Füße zusammen, und warf sich unruhiger als je hin und her. Der Arzt sprach den Eltern, welche mit gefalteten Händen dasaßen, Trost zu.

Da fingen auf einmal die Glocken zu läuten an. — Was ist das? rief der Maler aus seinem schmerzhaften Hinbrüten aufstehend. Ist's die Sterbeglocke? — Ruhig, lieber Mann! sagte der Arzt. Besinnen Sie sich doch nur. Es ist ja heute Charfreitag.

Charfreitag? rief Eßlinger wie vernichtet und stürzte in den Sessel zurück. Das ist Raphaels Todestag! Er stirbt! — Veronika, so sehr sie selbst des Trostes bedürftig war, näherte sich ihrem Manne, um ihn zu beruhigen, der Doktor aber ging der Wiege zu und beugte sich über das Kind.

Als das Glockengeläute verhallt war, richtete der Arzt sich auf und trat vor das weinende Ehepaar. Wen der Himmel lieb hat — sprach er mit erhebender Behemuth — den nimmt er frühe zu sich. Das Kind ist — todt! —

Am dritten Tage nachher trat ein Mann im schwarzen Mantel in das Zimmer, um den kleinen Raphael, der wie ein schlummernder Engel im Sarge lag, in das auf dem Friedhof für ihn bereitete Erdenbette abzuholen. Veronika wollte eben den Deckel auf den Sarg drücken, als der Maler, welcher in seinem dumpfen Schmerze laut:

und regungslos da gesessen hatte, aufsprang. Mein! — rief er. Bedecke noch nicht diese Engelsmienen! Laß mich das Bild meines Kindes in meine Seele prägen, damit es künftig in verklärter Gestalt uns in unserem Schmerze tröste.

Und er trat zum Sarge und schaute in das Antlitz, aus welchem die Farbe des Lebens gewichen war, und drückte einen Kuß auf die erstarrten Lippen. Dann sprach er abgewendet zum Träger: Fort, fort mit diesem zerstörten Engelsbilde! Ich kann es nicht länger ansehen, ohne dem Himmel zu zürnen. — Der Träger gehorchte und Veronika wankte ihm nach. Trost im Schmerze war es ihr, die Stelle zu sehn, wo das Kind, welches sie unter ihrem Herzen getragen, in die kalte Erde eingesenkt ward.

Als Veronika vom Kirchhofe zurückkam, fand sie ihren Mann auf einem Stuhle mit:

ten in der Stube sitzen. Er hatte sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt und bemerkte die Kommende nicht. Veronika faßte ihn beim Arme und rüttelte ihn, und als er hierauf, wie aus einem phantasiereichen Traume erwachend aufblickte, sprach sie, ihre rothgeweinten Augen mit einem Tuche bedeckend: Ich habe unsern Raphael begraben sehn.

Der Maler stand auf und sprach mit einem seltsamen Lächeln: Glaube ja nicht, liebes Weib, daß Raphael todt sey — ich sage Dir, er lebt! Blicke hinauf in jene Wolken; dort spielt er mit Engeln, und sie nennen ihn Bruder und reichen ihm schöne bunte Blumen, in den Gärten des Himmels gepflückt. Siehst Du nichts? —

Nein, ich sehe nichts! antwortete die Erstaunte.

Das macht — versetzte der Maler — Du siehst nicht mit meinen Augen; aber ich

bitte Dich, Veronika; laß mich heut und morgen allein, laß Niemanden zu mir; ich will ungestört seyn, denn ich bin mit einer wichtigen Arbeit beschäftigt.

Er traf auch sogleich die Anstalten dazu, spannte Leinwand auf, mischte Farben, legte Pinsel zurecht und setzte sich an die Staffelei. Veronika war still und störte ihn durch kein Geräusch und keine Frage, weil sie sah, daß Leonhards Phantasie ganz mit seinem Gemälde beschäftigt war und daß durch die Arbeit sein Schmerz beschwichtigt wurde.

Rastlos arbeitete er auch den nächstfolgenden Tag und den dritten bis gegen Abend. Veronika war ausgegangen. Als sie in der Dämmerung heimkehrte, rief der Maler ihr freudig entgegen: Nun ist mein Bild fertig, Veronika, zünde Lichter an, damit Du es siehst und meine Freude theilst und Deinen Schmerz vergissest.

Veronika staunte das beleuchtete Gemälde an. Siehst Du, geliebtes Weib — rief

der Maler — unser Raphael lebt! Er lebt im Chore seliger Geister! Laß uns nicht mehr um ihn weinen, denn er ist glücklich! — Elisabeth hatte sein Kind gemalt, wie es von glänzenden Wolken eingehüllt in die Höhe schwebte. Aus dem Wolkendust sahen freundliche Engel hervor, welche dem Kinde ihre Händchen entgegenstreckten und es zu begrüßen schienen. Als mystisch, religiöses Gemälde konnte es als ein Meisterwerk gelten, und die Engelköpfe waren so schön, wie man sie nur auf Guido Reni's oder Franzesco Albani's Bildern antrifft. — Veronika trocknete ihre Thränen und sprach: Ja, mein Leonhard; ich will nicht mehr trauern um unsern Raphael, denn der Himmel nahm ihn gewiß zu sich, um ihm irdische Schmerzen zu ersparen.

Sie hielten vor dem Gemälde stehend einander umschlungen, als die Thür sich öffnete und ein langer Mann in einem weiten

Mantel gehüllt hereintrat. Er kam näher ohne vom Ehepaare bemerkt zu werden. Sein Blick fiel auf das Gemälde, er drückte sein stummes Erstaunen und Entzücken darüber aus, endlich klopfte er dem Maler auf die Schulter und sprach: Guten Abend Eßlinger! — Der Maler riß sich aus der Umarmung seines Weibes und rief mit dem Ausdruck der Freude und des Erstaunens zugleich: Geh' ich recht, Lord Woodson? — Ich bin es! versetzte dieser, den Maler umarmend. Durch Antonien erfuhr ich ihr Hierseyn. Sie hatten versprochen sie zu malen; weil Sie aber ausgeblieben waren, meinte sie, es müsse Ihnen ein Unglück begegnet seyn, und darum eilte ich, kaum hier angekommen, Sie aufzusuchen —

Ja wohl hat ein Unglück mich betroffen — erwiderte Eßlinger — mein Kind ist mir gestorben und vorgestern haben wir es begraben lassen.

So will ich mit Antonien — versetzte der Lord — den Himmel um Trost für Sie bitten, wenn dieser Ihnen durch Ihre Kunst nicht schon gewährt worden ist.

Ja, antwortete der Maler; ich habe mich, um dem Schmerze zu entgehen, in die Arme der Kunst geflüchtet; sie ist ja das einzige Asyl für den Künstler, wenn er in Versuchung geräth, das Schicksal einer Ungerechtigkeit zu beschuldigen, wenn er von Allen, wenn er selbst von Gott sich verlassen wähnt. Um meinen Schmerz zu stillen, malte ich dieses Bild, es ist das Bild meines vom Tode mir entrissenen Kindes, wie ich es mir im Glanze der Verklärung dachte —

Schon habe ich das Bild — sagte der Lord — voll Erstaunen angesehen; es ist ein Meisterwerk, Raphaels würdig, und ich nahm mir sogleich vor, Sie darum anzusprechen —

Nein, Lord — fiel ihm der Maler in

die Rede — fordern Sie ein anderes Opfer von mir, ich werde es nicht scheuen; aber dieses Bild kann ich Ihnen nicht überlassen, ich hänge an ihm mit meinem Herzen.

So will ich — versetzte der Lord — nicht weiter in Sie dringen; vielleicht vereinigen wir uns endlich doch — ich habe Ihnen nämlich einen gewissen Vorschlag zu thun, welches ich aber, da meine längere Gegenwart Sie heute nur belästigen würde, auf andere Zeit verspare. Gute Nacht! — Er drückte mit Herzlichkeit dem Ehepaare die Hände und ging. Als er fort war, bemerkten sie erst, daß eine volle Goldbörse auf dem Tische lag.

Das Gold muß ich dem Lord zurückbringen! sagte Eßlinger am andern Morgen. Wenn er delik特 ist im Geben, so bin ich nicht minder delik特 im Nehmen. Eben wollte er sich ankleiden, als der Bediente

des Lords ihm ein Billet brachte. Der Master las:

Mein lieber Eßlinger!

Sie wissen, daß Antonie nach Paris geht und daß ich auf mein Landgut bei London zurückkehre. Des vielen Umherirrens müde, sehne ich mich nach Ruhe. Allein ich möchte einen Freund um mich haben, der mir die Einsamkeit erheiterte und dem ich mich zwanglos mittheilen könnte. Viele Menschen habe ich kennen gelernt, doch wenige, die mein Vertrauen, noch weniger, die meine Freundschaft verdienten. Sie allein, Eßlinger, sind es, dem gleich bei unserer ersten Bekanntschaft mein Herz sich zuwendete, und den ich, so hart und lieblos auch mein Betragen Ihnen zuweilen scheinen mochte, doch immer schätzte und liebte. In Florenz sagten Sie mir Ihre Freundschaft

zu, jetzt beweisen Sie mir selbige dadurch, daß Sie mir mit Ihrer Gattin nach England folgen. Der Baum der Kunst trägt in Deutschland doch für Sie keine Früchte Iduna's, sondern blos Sodomäpfel. Auf meinem Landgute sollen Sie Alles haben, was Sie wünschen, vorzüglich Muse zu Ihren künstlerischen Beschäftigungen.

Überlegen Sie, aber bald, denn Morgen wünschte ich Ihren Entschluß zu erfahren.

W.

Der unerwartete Inhalt dieses Briefes machte den Maler im ersten Augenblicke etwas bestürzt. Auf der einen Seite war der Antrag einladend, auf der andern abstoßend für ihn. Einladend, weil ihm dadurch ein sorgenfreies Leben zugesichert wurde; abstoßend, weil er sein Vaterland verlassen sollte

I. Wdm.

5

und die Erde, in welcher seines Raphaels Asche ruhte.

Beronika, welcher er den Brief zeigte, war (was er nicht vermuthet hätte) gleich willig, Deutschland zu verlassen. Vater und Mutter sind mir ja gestorben! — sagte sie. Nun, Leonhard, gehöre ich einzig und allein Dir an, und wo Du hin willst, dahin folge ich Dir.

Eßlingern fielen jetzt die Worte der Gabrieli ein: Der Künstler schüttle den Staub des undankbaren Vaterlandes von seinen Füßen, und suche in einem fremden Lande Anerkennung seines Verdiensts. Ja, Beronika! rief er. Wir wollen nach England. Vielleicht blüht uns dort das Glück, welches wir hier in Deutschland vergebens suchten.

Sie fingen an, ihre Sachen in Ordnung zu bringen, welches ihnen wenig Mühe machte, und am andern Morgen ging Eß-

singer zum Lord. Dieser freute sich sehr über den Entschluß des Malers und überbrachte ihm sodann das Lebewohl der Gabrieli, welche schon gestern nach Paris abgereist war. Vergessen Sie ja nicht — sagte er zum Maler, als dieser wegging — Ihr schönes Bild sorgfältig einzupacken; es soll von nun an unser gemeinschaftliches Eigenthum seyn. Halten Sie sich parat. Uebermorgen um 5 Uhr hält Extrapost vor Ihrer Thüre! —

Als der Maler zu Hause kam, vermißte er seine Frau. Nach einem Weilchen erschien sie mit einem Blumentopfe in der Hand. Ihre Augen waren von Thränen trübe. Ich habe mit dem Lord gesprochen! rief ihr der Maler entgegen. Aber was hast Du denn, Du weinst ja?

Ich war auf dem Kirchhofe — versetzte Veronika — und habe mir Erde geholt vom Grabe unsers Raphael, um sie als Erinne-

rung an den Verlorenen in das fremde Land mitzunehmen. Und in die Erde will ich eine Monatsrose pflanzen; schnell hinwelkend soll sie mich über den frühen Tod unsers Raphael trösten.

Die Reise ging vor sich. Der Lord mit seinem Kammerdiener fuhr in dem einen Wagen, der Maler mit seiner Frau in dem andern. Im Fluge nahmen sie ihren Weg durch die Niederlande nach dem nördlichen Frankreich. In Calais gingen sie zu Schiffe. Der Wind war günstig, die Ueberfahrt glücklich. Nach ein paar Tagen befanden sie sich auf dem Landsitze des Lords. Der Haushofmeister und die Dienerschaft waren hocheifrig über die unvermuthete Ankunft ihres Gebieters, und die unverstellte Anhänglichkeit und Verehrung, die in ihrem Betragen sich zeigte, diente dem Maler zum sichersten Beweise, daß der Lord eben sowohl

die Liebe als die Achtung seiner Untergebenen sich zu erwerben verstehe.

Der linke Flügel des Schlosses wurde sogleich dem Maler zu seinem Gebrauche eingeräumt und Eslinger hätte keine schönere Wohnung sich wünschen können. Das Schloß lag frei in einer wildromantischen Gegend; ein Park stieß daran, der durch seine Abwechselung ergözte, und aus den Fenstern hatte er die Aussicht auf Londons Palläste und Thürme, unter welchen der Thurm der Paulskirche wie ein Riese hervorragte, und auf die mit Schiffen bedeckte Themse.

Was aber noch mehr Werth für Eslinger hatte, als die herrliche Aussicht, das war die Gemäldesammlung des Lords. Er hatte viele ausgezeichnete Bildergalerien gesehen in Rom, in Florenz, in Wien, in Dresden; aber er mußte gestehn, daß keine dieser Sammlungen, selbst die Dresdner nicht ausgenommen, von welcher er doch

stets mit höchstem Enthusiasmus sprach, so ausgesucht sey, als die seines Gönners. Sie enthielt, sorgfältig geordnet, Gemälde aus allen Schulen und bildete so eine lebendige Geschichte der Malerei. Wenn man Eßlingern sonst nirgends finden konnte, so fand man ihn in der Gallerie; dort studirte er die Meisterstücke der Malerei oder kopirte sie. So war denn nun der Friede und die Ruhe sein, wornach er seit vielen Jahren vergeblich gestrebt hatte.

Ohngefähr ein halbes Jahr mochte er auf solche Weise auf dem Landsitze des Lords zugebracht haben, da fand er eines Tages, wie er aus dem Bildersaal zurückkehrte, seine Veronika weinend über einem Rosenstocke.

Gott, was ist Dir? fragte er.

Nicht Schmerz ist's, — sagte sie, das glänzende Auge zu ihm erhebend — es sind Freudenthränen. Sieh, Leonhard, wie

frisch das Mädchen in Raphaels Grabeserde blüht, — und uns blüht neue Hoffnung und Freude, denn — setzte sie hinzu, indem sie an die Brust des Vatten sich neigte — ich fühle mich wieder Mutter!

Herrliches Weib! rief der Maler, sie umschlingend.

Aber, Leonhard! — bat sie. Nicht wahr, wenn es ein Junge ist, so nennen wir ihn nicht Raphael, sondern Leonhard?

Ja, Du Gute! versetzte der Maler. Und wenn es ein Mädchen ist, so soll es Veronika heißen, wie seine brave Mutter!

Sie hielten einander umarmt, als der Lord in das Zimmer trat. Er sah bleich und verstört aus, wie sie ihn nie gesehn hatten, und in seiner Rechten zitterte ein Brief. — Um Gotteswillen! — rief der Maler — was ist Ihnen widerfahren.

Mit schmerzerstickter Stimme sagte der Lord: Antonie ist gestorben. Dieser Brief aus Paris meldet mir es. Nach der Aufführung von Glucks Alceste ist sie plötzlich erkrankt; ihr Tod scheint durch allzugroße Anstrengung herbeigeführt worden zu seyn. Eßlinger! fuhr er fort, indem er sich in die Arme des Malers warf. Jetzt habe ich Niemanden auf der Erde, als Dich. (Es war das erste Mal, daß der Lord ihn Du nannte.) Verlaß Du mich nur nicht, sondern bleibe mir treu bis in den Tod.

Treu bis in den Tod! erwiederte Eßlinger, und Veronika sagte voll Rührung: Friede der Asche Antonia's!

Adalbert.

Der Abt Gerasimus und der
Löwe. *)

In Palästina, nicht fern vom Ufer des Jordan, lag in einer anmuthigen Gegend ein Mönchskloster, welchem der fromme Gerasimus als Abt vorstand. Eines Tages, als der heilige Mann, versunken in tiefes Nachdenken, längs des Stromes hinwandelte, kam ein Löwe aus dem Ge-

*) Dem Stoffe nach entlehnt aus einem in ziemlich barbarischem Latein geschriebenen Buche: *Jo-
corum atque seriorum, tum novorum, tum
selectorum atque memorabilium centuriae
aliquot etc.* Recensente Othone Melandro,
I. V. D. Frcof. 1627. p. 590. Melander nennt
als seinen Gewährsmann den Sophronius So-
phista in *prato spirituali* cap. 107.

büsch, und ging geraden Weges auf ihn los. Gerasimus erschrak und wollte dem wilden Thiere ausweichen; als dieses aber ängstlich brüllend, gleich als fleh' es um Erbarmen, mit langsamen Schritten ihm nachfolgte, blieb der Abt furchtlos stehen und wartete, denn er meinte, es müsse dem Thiere etwas Uebles widerfahren seyn, und sein gefühlvolles Herz verbot ihm, einer hülfsbedürftigen Creatur aus dem Wege zu gehen.

Der Löwe kam heran, legte sich vor dem Abte nieder und hielt wimmernd die eine Pake empor. Da sah Gerasimus, daß ein Dorn sich tief in den Fuß gedrückt hatte, und daß der Fuß geschwollen und entzündet war. Und unwillkürlich erinnerte er sich der ruhrenden Geschichte des Sklaven Androklos, welcher, seinem Herrn entlaufen, in der Wüste einen eben so verwundeten Löwen getroffen und geheilt hatte, von welchem der Sklave, als er in der Folge wieder einge-

fangen worden war und zur Strafe den wilden Thieren vorgeworfen werden sollte, wieder erkannt und aus Dankbarkeit verschont wurde. Und er that, wie Androklus gethan hatte, zog dem Löwen den Stachel aus dem Fuße, drückte den Eiter aus der Wunde, wusch sie rein und verband sie mit einem Tuche. Kaum empfand der Löwe die Linderung seiner Schmerzen; so brüllte er laut vor Freuden und legte sich darauf schmeichelnd und liebkosend zu den Füßen des Abts, gleich einem zahmen Hündlein, und der Abt, gerührt von der Dankbarkeit des Thieres, strich ihm die goldene Mähne, klopfte ihm sanft den Rücken, und gab ihm dann einen Wink, sich zu entfernen.

Allein wie Gerasimus sich anschickte, nach dem Kloster zurückzugehen, erhob sich auch der Löwe und ging neben ihm her. Der Abt winkte ihm wiederholt, und zeigte auf den Wald; allein der Löwe sah ihn bittend an,

wedelte mit dem Schweife und ließ nicht ab, ihn zu begleiten. Meinte nun auch der Abt, daß die Brüder im Kloster, wenn er den Löwen mitbrächte, in Schrecken gesetzt werden würden; so besiegte doch seine Freude über des Thieres Dankbarkeit diese und andere Bedenklichkeiten, und er nahm den Löwen mit sich, da derselbe ohnehin sich nicht abweisen ließ.

Mit Verwunderung hörten die Klosterbrüder die Erzählung des Abts, und obwohl sie anfänglich vor dem Löwen sich scheueten; so legten sie doch bald alle Furcht ab, da sie sahen, wie zahm und friedlich das Thier sich bezeigte, und die ihm angeborne Wildheit gänzlich verläugnete.

So blieb der Löwe im Kloster, und wenn er auch dasselbe zuweilen verließ; so geschah es nur auf kurze Zeit, um im nahen Walde sich Beute zu erjagen. Sobald er gesättigt war, kehrte er zurück. Und der

Abt gab ihm den Namen *Jordanus*, weil er ihn am *Jordan* getroffen hatte.

Es besaß aber das Kloster einen Esel, dessen Bestimmung war, Getraide in die Mühle zu tragen und Wasser herbei zu holen, indem man ihm zwei Eimer an einer Stange über den Rücken hing. Wurde nun der Esel auf die Weide geführt, so übergab man ihn der Aufsicht des Löwen. Dieser lagerte sich ins Grüne, verwandte keinen Blick vom Esel, und holte ihn sogleich zurück, wenn er sich etwa zu weit entfernte. Nachdem der Löwe schon lange das Amt eines Wächters getreulich versehen hatte, trieb ihn eines Tages der Hunger, seine Pflicht zu vergessen, indem er im Gebüsch einen jungen Hirsch gewahrend und ihm nachsetzend den Esel verließ.

Nun begab sich's, daß gleich nach Entfernung des Löwen ein Kameeltreiber aus Arabien des Weges zog, und den unbewach-

ten Esel entführte. Als der Löwe von der Jagd zurück kam, und den Esel nicht mehr fand, gerieth er in große Betrübniß, eilte ins Kloster und blickte traurig den Abt und die Brüder an. Diese vermutheten sogleich, daß etwas Besonderes vorgefallen seyn müsse, weil der Löwe gegen Gewohnheit ohne den seiner Obhut anvertrauten Esel zurückkam, und da der Abt auf den Argwohn gerieth, daß der Löwe den Esel zerrissen habe, fragte er ihn: Jordane, wo hast du den Esel? Hast du ihn zerrissen und gefressen? — Bei dieser Anrede sah der Löwe zu Boden, wie einer, der eine schwere Schuld sich vorzuwerfen hat.

Wohlan denn, sagte der Abt. Hast du dieses gethan; so mußt du auch dafür büßen, so sollst nunmehr du die Dienste uns leisten, die vordem der Esel verrichtete.

Dies geschah auch; von dieser Zeit an trug Jordanus geduldig die Kornsäcke und

Wassereimer. Als er nun einmahl vom Wasserholen in's Kloster zurückkehrte, erblickte ein Ritter, welcher dort angekommen war, das königliche Thier, zu erniedrigender Dienstleistung gezwungen, und kaum hatte man ihm den Verlauf der Sache erzählt; so nahm er, vom tiefsten Mitleid bewegt, ein Goldstück aus seinem Sackel, reichte es dem Abte, und bat ihn, dafür einen andern Esel zu kaufen, den Löwen aber der schönsten Dienstleistungen zu überheben. Der Abt that, wie der Ritter begehrt hatte, kaufte einen andern Esel, und als dieser nun zum ersten Male auf die Weide geführt wurde, ging der Löwe ungeheiß mit und bewachte ihn wie den vorigen.

Es waren kaum, seitdem das Kloster den neuen Esel besaß, einige Tage verflossen, als jener Treiber, welcher den vorigen Esel gestohlen hatte, mit diesem und einigen Kameelen zurückkehrte, um Waizen zum

Verkauf in die nahe gelegene Stadt zu führen, und es traf sich eben, daß der Löwe, den neuen Esel bewachend, im Schatten eines Baumes am Jordan sich gelagert hatte, als er den Kameeltreiber kommen sah. Den gestohlenen Esel erblicken und im raschen Sprunge auf ihn zustrzen, war Eins bei dem Löwen. Der Treiber entfloß, der Löwe aber faßte den Esel, welcher mit zwei Kameelen zusammengekoppelt war, mit seinem Gebiß am Zaume und zog unter freudigem Gebrüll den Wiedergefundenen sammt den Kameelen mit sich fort.

Nicht gering war das Erstaunen des Abts, als er seinen Jordanus in solcher Begleitung ankommen sah. Und obwohl er sich den Zusammenhang der Sache noch nicht zu erklären vermochte; so hatte er doch große Freude an der Freude des Löwen, die dieser durch lautes Brüllen und sanftes Wedeln mit dem Schweife kund gab. Auch möchte wohl

für immer der eigentliche Verlauf dem Abte verborgen geblieben seyn, wenn nicht der Kameeltreiber, nachdem er vom Schrecken sich erholt, und die Spur seiner Thiere aufgefunden hatte, in das Kloster gekommen wäre, um sein Eigenthum zurückzufordern, und bei dieser Gelegenheit den Hergang der Sache umständlich erzählt hätte.

Durch diese Begebenheit wurde Jordanus dem Abte noch theurer, als er ihm schon zuvor gewesen war, und es vergingen seitdem wohl fünf Jahre, während welcher der Löwe mit Ausnahme einiger Streifparthien in den nahen Wald, auf welchen er jedoch nie länger als zwei oder drei Tage abwesend war, fast immer im Kloster blieb.

Indessen hatten die Tage des frommen Gerasimus sich zu ihrem Ende geneigt. Einst, als eben der Löwe abwesend war, entschlief der Greis sanft und selig in den Armen sei-

ner Brüder, und wurde von ihnen im Klostergarten begraben.

Als nun Jordanus von seiner Streiferei zurückkam, und seinen Freund nirgend fand, wurde er sehr betrübt, durchsuchte mit ängstlichem Gebrüll alle Winkel des Klosters, und als er den Gesuchten nicht fand, kam er zu den Brüdern und blickte die Trauern den fragend an. Da sagte der fromme Sabbatius, welcher nach Gerasimi Hinscheiden zum Abt erwählt worden war, zum Löwen: Jordane, du findest ihn nicht, den du suchest; unser Vater hat uns verlassen und uns zu Waisen gemacht! — Und die Mönche streichelten ihm den Rücken und sprachen: Beruhige dich, Jordane! Wir haben ja noch mehr verloren, als du verlorst. — Aber der Löwe ließ sich durch diese Worte nicht besänftigen, sondern fuhr fort, mit kläglichem Gebrüll seinen Freund zu suchen.

Da erbarmte sich endlich Sabbatius des Trostlosen, winkte ihm zu folgen und führte ihn in den Klostergarten an die Stelle, wo Gerasimus begraben lag. Sieh, Jordane! sprach er. In dieser Erde ruht unser Vater! — Bei diesen Worten erneuerte sich in der Brust des Abtes der Schmerz um den Verlorenen so heftig, daß er bitterlich weinend mit verhülltem Angesicht auf den Grabhügel sich niederwarf. Und als der Löwe den frommen Sabbatius sich niederwerfen und weinen sah, schlug er mit Gewalt den Kopf gegen die Erde und brüllte noch einmal und verstummte dann.

Jetzt richtete sich Sabbatius auf und rief: Nun, Jordane; komm' mit mir in's Kloster zurück! — Aber Jordanus hörte nicht und bewegte sich nicht, denn er war auf dem Grabe seines Freundes verschieden.

D. Herausgeber.

Die Befehung.

(Nach einer wahren Begebenheit skizzirt.)

Der Graf nahm die Jagdtasche um, warf die Büchse über die Schulter und pffte seinem Tiras. Dann öffnete er das Nebenzimmer, in welchem seine Gemahlin einsam bei ihrer Sticckerei saß, und rief hinein: Adieu, meine Amalie! Wahrscheinlich komm' ich erst spät nach Hause.

Schon wieder in den Wald? fragte die Gräfin aufstehend, indem sie ihr Taschentuch auf die Sticckerei fallen ließ. Die Jagd scheint jetzt bei Dir zur Passion geworden zu seyn, da Du doch, wie wir in der Residenz lebten, alle Einladungen zu Jagdpartien ausschlugst.

Er. Weil ich in der Residenz Gelegenheit hatte, mich auf andere Art zu unterhalten. Da waren Gallerien, Konzerts, Theater, Bälle zu besuchen; heut sahen wir Gesellschaft bei uns, auf morgen waren wir zu einer Fete bei Andern eingeladen. Aber hier auf dem Lande hat die tödlichste Langeweile ihren Sitz aufgeschlagen; ein Tag vergeht wie der andere, eine Woche wie die andere, ohne die mindeste Abwechslung. Mit den benachbarten Gutsbesitzern ist, wie Du selbst gestehst, kein Umgang zu pflegen, aus der Residenz verirrt sich selten ein Besuch hieher, und mit den Allerweltsfreunden die ich wohl zu Gesellschaftern und Tischgenossen haben könnte, ist mir nicht gedient —

Sie. Julius, sind wir uns selbst nicht genug?

Er. Nein, Amalie; das ist es eben. In der ersten Zeit unsers Hierseyns waren

wir oft ganze Tage ungestört und unzertrennlich, aber ich würde lügen, wenn ich sagte, daß ich unsere Unterhaltung angenehm gefunden hätte. Du selbst gestandst oft, daß Du etwas verstimmt seyst, ich fühlte zuweilen eine starke Anwandlung zu gähnen. Und der Grund davon war? Mangel an Gesellschaft. Gott vergebe es den Dichtern, die das Landleben so reizend besangen, wenn sie die Ursach waren, daß Du mir so lange anlagst, die Stadt zu verlassen und unser Landgut zu beziehen, bis es endlich geschah.

Sie. Soll dies ein Vorwurf für mich seyn? — Ich dünkte doch, Julius, es wäre Dein Wille eben so gut gewesen, als der meinige. Beklagtest Du Dich nicht so häufig in der Residenz über die Unruhe, über das Gedränge geräuschvoller Vergnügungen, über die unaufhörlichen Besuche; riefst Du nicht oft: Bei Gott, hier kann

man keine Stunde für sich selbst, sondern muß nur immer für Andere leben!

Er. So sagt' ich. Doch nunmehr ist mir's klar, daß ein unruhiges, geräuschvolles Leben immer erträglicher ist, als ein langweiliges, einförmiges. Uebrigens gefällt es mir, seitdem ich mit der Jagd mich beschäftige, recht wohl auf unserm Landgute. Früher war es mir unbegreiflich, wie Manche die Jagd so leidenschaftlich lieben konnten, daß sie beim ungünstigsten Wetter Tage lang im Walde sich umhertrieben, um das Wild zu belauern. Jetzt, da ich selbst des edlen Waidwerks pflege, ist mir diese Leidenschaftlichkeit erklärlich. Der Reiz zu diesem Vergnügen liegt in den Beschwerden, die es begleiten; auch die Ehrbegierde geht dabei nicht ohne Nahrung aus. Denn wird man wohl einen Jäger finden, der nicht, wenn er von einer glücklichen Jagd zurückkehrt, mit Triumph seine Tasche des In-

halts entladet, und stolz, wie der siegreiche Feldherr die gefallenen Feinde, die getödteten Haasen und Hühner zählt?

Sie. Ein grausames Vergnügen — aber darum (lächelnd) recht passend für das grausame Männergeschlecht.

Er. Besinne Dich Amalie. Der Jäger, welcher aus der Ferne das Wild erlegt, ist doch wohl weich; und und barmherziger, als die Köchin, die kaltblütig einer Taube den Hals umdreht, einer Henne die Gurgel durchschneidet und den Krebs in siedendem Wasser sterben läßt? — Sobald wir uns einen Gewissenskrupel daraus machen, Thiere zu tödten; so bleibt uns nichts übrig, als von Gras und Kräutern zu leben. Dazu kommt noch, daß ich wirklich der nachsichtigste Jäger unter der Sonne bin, weil ich das Wild lieber im Walde umherspazieren, als gebraten in der Schüssel liegen sehe. Wie manchen Haasen, wie manches

Neß, das mir schußgerecht kommt, laß ich durchlaufen, damit das Gehölz recht bevölkert bleibe. Nur selten bring' ich einen Hasen oder ein paar Bekasinen von der Jagd mit. Auch der Förster ist angewiesen, nicht mehr zu schießen, als für unsere Küche, und als Deputat für den Wirthschaftsinspektor, den Geistlichen und die übrigen Beamten gebraucht wird. Mein wahrlich! Mordlust treibt mich nicht in den Wald; ich liebe die Jagd bloß, weil die damit verbundene kräftige Bewegung den Körper stärkt, das Einathmen der frischen Luft meiner Brust wohlthut, weil ich mich freier, munterer, lebendiger fühle, wenn ich mit meiner Büchse, den treuen Hund an der Seite, durch den dichten Wald schreite —

Sie. Du geräthst in Begeisterung, Julius! — Nun, meine Worte hatten nicht die Absicht, Dir Dein Vergnügen zu verkümmern. So ziehe denn hinaus in

Deinen Wald, Du rüstiger Sohn Nimrods,
während ich —

Er. Du stockst. Was willst Du sagen?

Sie. Während ich den Tag einsam auf
meinem Zimmer zubringe.

Er. Ich fühle den Vorwurf, der in Deinen Worten liegt, und darf ihn nicht gradehin ungerecht nennen. Allein die Sache genau betrachtet, verlierst Du durch meine Abwesenheit wenig oder nichts. Meine Unterhaltungsgabe ist nicht sonderlich; hier auf dem Lande gebricht es noch dazu am Stoffe, den die Residenz so ergiebig darbot. Soll ich Dir vorlesen? Nach ein paar Seiten verläßt mich die Geduld und ich verfall in den sogenannten Zeitungston, wie Du oft schon getadelt hast. — Oder wollen wir spazieren gehn, dem Konzert der Frösche im Teiche zuhören, die Mücken spielen sehen und uns von ihnen stechen lassen?

Genug! sagte die Gräfin und küßte den

Mund, der sich so beredt rechtfertigte. Draußen kragt schon Tiras, ungeduldig über unser Gespräch, an der Thür. Gehab Dich also wohl, mein Jäger!

Die Gräfin sah ihrem Gemahle nach, wie er leichten Schritts über den Schloßhof eilte; darauf kehrte sie an ihren Stickrahmen zurück, auf welchem weißer Atlas zu einer für Julius zum Geburtstagsgeschenk bestimmten Weste aufgespannt war, deren Rand die kunstfertige Stickerin mit einer Guirlande von Eichenlaub zu umgeben sich beschäftigte.

Er ist gut (sagte sie zu sich) bieder, immer aufgeweckten Geists, theilnehmend, und für seine Freunde zu jedem Opfer bereit — wäre er nur weniger flüchtig und wechselnd in seinen Ansichten und Neigungen, ausdauernder bei seinen Beschäftigungen. Jetzt ist die Jägerei sein Steckpferd, früher war es bald Malerei, bald Heraldik, bald Musik,

bald Botanik. Nun scheltet noch ihr Männer, unser Geschlecht das veränderlichste! — Rosette trat mit frischen Blumen in's Zimmer, und setzte sie auf ein Pfeilertischchen.

Bleib, Kind! rief die Gräfin, als das Mädchen sich wieder entfernen wollte. Nimm eins von den Büchern dort, und lies mir vor; so geht die Stickei mir besser von statten.

Rosa nahm das Buch, und blickte, darin blätternd, verstohlen:neugierig nach der Stickei. Gefällt Dir die Guirlande? fragte die Gräfin.

O recht sehr! versetzte das Mädchen. Wie schön nimmt sich das dunkle Grün der Blätter auf dem weißen glänzenden Atlasgrunde aus. Aber —

Gräfin. Heraus mit der Sprache. Was gefällt Dir nicht?

Ros. Ich dachte, gnädige Gräfin, daß eine Guirlande von Rosen und Bergißmeins nicht noch schöner sich ausnehmen werde.

Gräfin. Wohl möglich. Doch eine solche Verzierung würde sich bloß für ein Geschenk eignen, welches die Geliebte ihrem Geliebten bringt. Kennst Du denn die Bedeutung der Blumen?

Ros. Recht gut. Ich kann sogar Blumensträuße nach orientalischer Art binden. Selams, glaub' ich, nennt man sie im Morgenlande.

Gräfin. Nun wenn Du weißt, wem diese Weste bestimmt ist —

Ros. Doch wohl dem Herrn Grafen — ?

Gräfin. Allerdings; so wird es Dir auch einleuchtend seyn, daß eine Rosen- und Vergißmeinnichtguirlande unpassend wäre.

Ros. Unpassend, gnädige Gräfin? Ist nicht die Rose die Blume der Liebe, und Vergißmeinnicht das Sinnbild der Treue? Und sollte es nicht eben so nöthig seyn, den Gemahl an Beides zu erinnern, als den Geliebten?

Gräfin. (lächelnd) Märriſches Mädchen! Liebe und Treue werden in der Ehe als gewiß vorausgeſetzt.

Ros. Dann ſollte man aber auch den Gott der Ehe mit verbundenen Augen, und den Gott der Liebe ſehend malen.

Gräfin. Mädchen, ſage mir, was Dir einfällt? —

Rosa blätterte ſchweigend mit niedergeſenktem Blicke in dem Buche. Kind! ſagte die Gräfin verweiſend. Du ſcheiſt etwas auf dem Herzen zu haben; ich verdiene wohl, daß Du offen mit mir ſprichſt.

Und das verdiente die Gräfin auch allerdings. Sie hatte Roſetten, die Waife eines Landgeiſtlichen, zu ſich genommen, und für ihre Erziehung und Auszubildung treulich geſorgt.

Der Vorwurf der Gräfin traf ihr weiches Herz und füllte ihr Auge mit Thränen. Vergeben Sie mir, gnädige Gräfin! bat ſie.

Ich will Ihnen nichts verheimlichen. Eben, wie ich die Blumen aus dem Garten geholt hatte, sah ich den Herrn Grafen wieder auf die Jagd gehen, und da fiel es mir ein, daß es doch nicht recht ist — und daß der arme Friedrich die Marie so außerordentlich liebt — und daß Sie von Allem dem nichts wissen — und darum sag' ich, Sie möchten nur Rosen und Vergißmeinnicht stecken —

Gräfin. Rosette ich bitte Dich, was soll ich aus Deinen Reden schließen? Erzähle doch ruhig und zusammenhängend. Wer ist denn der arme Friedrich und die Marie? — Rosen und Vergißmeinnicht — und der Graf, der auf die Jagd geht — wie hängt Beides zusammen? Willst Du mir Räthsel aufgeben?

Ros. Kennen Sie noch nicht die schöne Marie, unsers Försters Tochter? — Sie ist jetzt erst vier Wochen wieder im Dorfe, denn nach dem Tode ihrer Mutter hat sie ihr Va-

ter zu seiner Schwester, welche in einem Städtchen, sechs Meilen von hier, lebt, in Erziehung gegeben, und nunmehr ist sie zurückgekommen, weil der Vater sie in seiner Haushaltung braucht. Kaum war sie hier; so ging es wie ein Lauffeuer durchs ganze Dorf, daß Marie das schönste Mädchen weit und breit sey, und kurz darauf hieß es wieder: mit dem Jägerburschen Friedrich und Marien sey es so gut wie richtig, und bald werde eine stattliche Hochzeit im Dorfe seyn. Nun denken Sie, wie ich erschrecke! — Gestern Abend bringt Friedrich ein paar Haasen in die Küche, da bemerk' ich, daß er ganz blaß und verstört aussieht. Lieber Friedrich! sag' ich. Ist das ein Bräutigamsgezicht? — Da stößt er seine Büchse gegen die Quadersteine, und fängt an, wild zu lachen, daß es mir einen Stich ins Herz gab. Mit dem Bräutigamsgesichte — murmelt er zwischen den Zähnen — ist's nun aufim;

mer vorbei. Gott, Friedrich! sag' ich. Rede doch, was ist denn zwischen Dir und Marien vorgefallen? — Lassen Sie das, Wamsfellen! giebt er mir zur Antwort. Es ist eine ganz gewöhnliche Geschichte. Marie hat sich anders besonnen, und ich bin ein Narr gewesen, ein rechter Narr, daß ich nur einen Augenblick mir einbildete, sie meine es redlich. Ich fasse ihn bei der Hand und bitte ihn, mir alles zu sagen. Da sieht er mir scharf in die Augen, als woll' er darin lesen, ob ich auch sein Zutrauen verdiene, denn fängt er mit einem Seufzer an: Ach, ich träumte so schön, aber leider dauerte der Traum nur kurze Zeit. Wie wissen ja, daß ich seit ein paar Wochen für Mariens Bräutigam im Dorfe gelte; es war kein leeres Gerede; ich hatte ihr meine Neigung bekannt, und das Geständniß ihrer Gegenliebe erhalten. Ach, wie konnt' ich ihr Falschheit zutrauen, ihr, in deren Seele ich den höch-

sten theuersten Schwur abgelegt haben würde, daß sie das treueste Mädchen sey? Seit acht Tagen wurde sie mit einem Male ganz fremd gegen mich. Faßte ich ihre Hand; so entzog sie mir solche. Wollte ich ihr einen Kuß stehlen; so beugte sie sich zurück und sagte kalt und vornehm: Geh, Frit, laß mich, ich will nicht! — Woher diese auffallende Kälte? fragte ich mich; ich rieth hin und her, doch die Wahrheit errieth ich nicht. Jetzt aber sind mir die Augen aufgethan worden, jetzt weiß ich die Ursach meines Unglücks. Vorgestern Nachmittags, früher als gewöhnlich, komme ich aus dem Busche zurück und will ins Forsthaus, da seh' ich durch's Fenster —

Gräfin. Nun, Rosa, warum schweigst Du und wirfst verlegen?

Ros. Ach, gnädige Gräfin, was ich Ihnen nun noch zu sagen habe, wird Sie betrüben, und doch darf ich es Ihnen nicht verschweigen. Wie ich durchs Fenster in die

Stube sehe, sagt Friedrich, sitzt der Graf bei Marien, hält sie fest umschlungen, küßt sie — Hier schlug er sich mit geballter Faust wider die Stirne, und mit dem Ausruf: Himmel und Hölle, ich ertrag' es nicht! stürzte er fort. Glauben Sie mir, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können.

Die Wangen der Gräfin erblaßten sichtlich, sie drückte die Lippen zusammen, als wolle sie damit verhüten, daß kein Wort ihre innere Bewegung verrathe. Rosette schwieg und richtete ängstliche Blicke auf die Gräfin, bis diese mit erkünstelter Fassung und erzwungenem Lächeln sagte: Laß es gut seyn, mein Kind! Vielleicht nimmt der eifersüchtige Friedrich die Sache ernsthafter, als er sie nehmen sollte; es war wohl nichts weiter als ein Scherz, den der Graf gegen Marien sich erlaubte. Die Erzählung hat Dich angegriffen, wie ich sehe; wahrschein-

lich bist Du jetzt nicht in der Stimmung, mir vorzulesen, darum erlass' ich Dir dieses Geschäft. Geh' in den Garten und beruhige Dich.

Rosa küßte die Hand der Gräfin und entfernte sich.

Als die Gräfin allein war, sank, vom Schmerz entpreßt, eine heiße Thräne aus ihrem Auge auf die Stickerei. So empfindlich, Julius! — rief sie — kannst Du Dein treues Weib beleidigen? O, was erduldet, was vergiebt ein Weib nicht! Aber Eins ist's, was unheilbar uns in innerster Seele verwundet: Untreue. Alles Andere läßt sich ertragen, nur diese nicht. Wie viel opfern wir nicht, wenn wir durch das Jawort am Altare unser Glück und unsere Ruhe in die Hände eines Mannes legen, ohne eine andere Gewährleistung dafür zu haben, als das Vertrauen, daß er als Ehemann gleich liebevoll und zärtlich seyn

werde, wie er als Bräutigam sich zeigte. Leider zeigen sich so Viele, wie sie seyn sollten, aber nicht, wie sie sind. Wir opfern unsere glückliche Unbefangenheit und so manche süße Schwärmerei, welche blos in der Brust des Mädchens ihre Heimath hat, und die wie ein Traumbild zerfliegt, sobald die Verhältnisse des Lebens in ihren charakterlosen und unheimlichen Gestalten uns näher treten. Entrissen dem elterlichen Hause, getrennt von unsern Geschwistern und Gespielen, kann blos die nie wankende Liebe des Mannes, dem wir angehören, uns Ersatz leisten für die Opfer, die wir ihm brachten, aber wehe der Armen, welche, in dieser Hoffnung betrogen, des Ehe- manns Treulosigkeit bejammern muß. Mit- leidswerthe Pflanze, ohne Licht und Him- melsthan, ohne Stab! Bleich und welk sinken Deine Blätter in den Staub. — Und wie viele von uns, welche endlich des

Duldens müde von dem Schmerze der Verzweiflung und von dieser dem Verbrechen in die Arme geführt werden; wie viele, welche Treulosigkeit mit Treulosigkeit vergeltend sich selbst Genugthuung zu verschaffen wissen! — Mit ausgebrannter Fackel, stumm wie der Gott des Todes, sitzt dann Hymen am zerschlagenen Altare, der dem häuslichen Glücke geweiht war! —

Sie verstummte in ihrem Schmerze; nur ein tiefer Seufzer, den Treulosen schwer anklagend, flog aus ihrer erschütterten Brust. Sie beugte sich wieder zu ihrer Stickerie, doch die Nadel wankte in der zitternden Hand, und es war um die ruhige Fortsetzung ihrer Arbeit, die sie mit so viel Liebe und Freude begonnen hatte, geschehen.

O daß ich Mutter wäre! seufzte sie, daß ich ein geliebtes Kind ihm entgegen halten könnte, um durch den Anblick der unschuld-

vollen, ihm und mir ähnelnden Mienen sein Herz zu erweichen und seine verlorene Liebe mir wieder zu erbeuten! — Arme Kind: lose! — Nun weiß ich's doch, was ihn mit einem Male so jagdlustig machte, warum er der Jägerei eine solche Lobrede hielt! Ha, wie meisterhaft übte der Falsche die Verstellungskunst aus! — Und das Mädchen soll schön seyn, sehr schön. Sie reizt durch ihre Jugend sein lüsterne Verlangen; mich verachtet er, denn meine Blüthe ist gebrochen. — Und was soll ich nun thun? Von seiner Untreue wissen und schweigen? Das geht über die Kraft eines Weibes, welches in der Liebe ihres Mannes ihr einziges Glück sucht. Ihm wegen seiner Treulosigkeit Vorwürfe machen, wie sie mein tief verwundetes Herz mir eingiebt? Ich kenne sein Temperament; Vorwürfe würden ihn erbittern, nicht bekehren. — Wie fang' ich es also an, um ihm auf eine schonende

Weise sein Unrecht fühlen zu lassen, und ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen? —

Sie sann der Lösung dieser schwierigen Aufgabe nach, und das Resultat ihres Nachdenkens fiel dahin aus: sie wollte zuerst Marien, von welcher sie nicht gekannt war, sehn, und ihr, die sie für ein in der Verstellung ungeübtes Mädchen hielt, ein Bekenntniß über ihr Verhältniß zum Grafen ablocken. Bei ruhigerem Nachdenken nämlich mußte die Gräfin sich gestehn, daß sie in ihrer ersten Aufwallung wohl zu weit gegangen sey, wenn sie schon das Schlimmste gemuthmaast, ihren Gemahl für Mariens Verföhler und das Mädchen für seine Buhlerin gehalten habe. Ihr ganzer Argwohn beruhte ja blos auf den Aeußerungen des eifersüchtigen Friedrichs. Wie leicht konnte sich dieser geirrt haben, denn der leidenschaftlich Liebende sieht überall, wie der Furchtsame, Gespenster. Um so mehr war ruhige Prü-

sung und Bedachtsamkeit von ihrer Seite nöthig, wenn sie keine Blöße geben wollte. Und wenn der Graf wirklich Wohlgefallen an dem schönen Mädchen gefunden, wenn eine flüchtige Neigung sich seiner bemächtigt hatte, wie die bei seinem Temperamente ihm wohl zuzutrauen war, wenn es sogar mit dem Küssen seine Nichtigkeit hatte; immer mußte, wenn er von seiner Verirrung geheilt werden sollte, die größte Schonung und Vorsicht angewendet werden.

Die Gräfin beschloß also, das, was sie wußte, zu verbergen, aber doch ihrem Gemahl errathen zu lassen, daß sie von seiner Verirrung unterrichtet sey. Ihre Großmuth sollte sein Schaamgefühl erwecken und dieses ihn an seine Pflicht erinnern und zu derselben zurückführen.

Mit dem besten Humor kehrte der Graf gegen Abend von der Jagd zurück. Lachend versicherte er Amalien, daß er aus purem

Mitleid heute auch nicht das Mindeste geschossen habe, und bestätigte diese Versicherung durch Vorzeigung seiner leeren Jagdtasche. Ha! Du Falscher! flüsterte ihr der Argwohn im Herzen. Du bist gar nicht in den Wald gekommen; in Mariens Armen hast Du die Stunden vertändelt, und ihre Küsse haben Dich so fröhlich gemacht. — Doch gewann sie so viel Herrschaft über sich, daß sie durch kein Wort und keine Miene ihre innere Bewegung verrieth. Zudem wußte sie, daß ihr Gemahl morgen Vormittag, um mit dem Inspektor die Wirthschaftsrechnungen durchzugehen, zu Hause bleiben werde; am zweckmäßigsten konnte sie also schon den nächsten Morgen dazu benutzen, Marien zu sehen, zu sprechen, sich Aufklärung zu verschaffen, und den Plan, den sie zur Bekehrung ihres Gemahls sich eronnen hatte, auszuführen.

Der Morgen war schön und zum Spa:

ziergange einladend. Der Inspektor kam mit seinen Papieren und wurde auf das Zimmer des Grafen gewiesen. Schnell hatte die Gräfin sich angekleidet und ihren Schleier übergeworfen. Mit einem Körbchen am Arm, in welches sie eine Flasche Rheinwein nebst Backwerk gelegt hatte, nahm sie ihren Weg nach dem Forsthaufe.

Ohngefähr noch vierzig Schritte davon entfernt, sah sie ein weibliches Wesen vor der Thür sitzen. Sie bezweifelte nicht, daß es ihre Nebenbuhlerin sey, und unwillkürlich wurden ihre Schritte langsamer; sie fühlte recht wohl, was es ihr kosten werde, die Stimme ihres aufgeregten Gemüths schweigen zu heißen und Gelassenheit und Mäßigung in ihre Worte und Fragen zu legen.

Fast wäre es, als sie vor dem Mädchen stand, um ihre Fassung geschehn gewesen. Sie mußte gestehn, daß sie ein schöneres,

lieblicheres Landmädchen nie gesehen. Das Ideal einer Gefnerschen Chloe und Amaryl: lis schien sich in Marien zu verwirklichen. Lebenslust, Frohsinn, Schalkheit und feurige Liebe bligte aus dem schwarzen Auge, auf der Wange thronte die frischeste Gesundheit, das dunkle Haar hing nachlässig und doch nicht ohne Ordnung auf den Schultern, die jugendliche Brust hob und senkte sich ungestüm, als ob darin das Verlangen und Entzücken der ersten Liebe poche, ihr Anzug war einfach, doch überaus nett und reinlich; die Grazie der Nachlässigkeit schien ihr dabei geholfen zu haben.

Sie war beschäftigt, Stäbchen zu einem Kästch zu schnitzen, und zu ihren Füßen ruhte ein schön gefleckter Windhund, welcher, als die Gräfin sich näherte, aufsprang und ihr entgegen eilte, als sey er angewiesen, sie zu bewillkommen. Auch Marie stand auf, als die Gräfin näher kam, grüßte freundlich

die Unbekannte und fragte nach ihren Befehlen.

Die Gräfin erkundigte sich nicht ohne Verlegenheit, ob der Herr Förster zu Hause sey? Marie versetzte: er sey schon mit Tagesanbruch in den Wald gegangen, und komme erst gegen Abend zurück. Sie gab sich zugleich als dessen Tochter zu erkennen, und versprach, wenn etwas an ihren Vater zu bestellen sey, solches pünktlich auszurichten.

Mein, mein liebes Kind! versetzte die Gräfin. An Deinen Vater habe ich eigentlich nichts zu bestellen, ich wollte blos fragen, ob vielleicht — der Herr Graf heute schon hier gewesen sey, oder noch kommen werde?

Marie. Kommen wird er gewiß, denn er geht jetzt alle Tage auf die Jagd.

Gräfin. Und besucht Dich?

Mar. Recht oft. Es gefällt ihm hier.

Gräfin. Und Dir gefällt es, daß es ihm gefällt, nicht wahr? — Weißt

Du denn, warum eigentlich der Graf kommt?

Mar. Das erste Mal kam er, weil ihn durstete, nachher kam er, weil — weil —

Gräfin. (etwas boshaft) Ihn hungerte?

Marie. Nein, nein! Nachher kam er bloß (offenherzig) um bei mir zu seyn.

Das naive Geständniß des Mädchens kränkte die Gräfin. Es war um ihren Gleichmuth geschehen. Allerliebste! sagte sie. Und der Graf wählt zu seinen Besuchen immer die Stunden, wenn er Dich allein trifft?

Mar. Fast den ganzen Tag bin ich allein, denn der Vater hat im Walde zu thun.

Gräfin. Dein Vater weiß doch, daß der Graf dich besucht?

Mar. Freilich weiß er es, ich hab's ihm ja selbst gesagt.

Gräfin. Und was meint er denn zu den Besuchen des Grafen?

Mar. Er sagt, ich soll ja recht artig und freundlich gegen ihn seyn.

Gräfin. Und das bist Du auch?

Mar. Ach, so gern, so gerne bin ich es, und von ganzer Seele. Der Graf ist ja auch so freundlich gegen mich, er nennt mich immer seine gute, liebe Marie, er nimmt mich auf den Schoos, er spielt mit meinen Haaren, er küßt mich —

Die Wangen der Gräfin erglühten unterm Schleier. Und Du läßt Dich von ihm küssen, Mädchen? fragte sie mit hervorbrechender Hefigkeit.

Mar. Warum nicht? Küssen ist keine Sünde; das hat der Graf selbst gesagt.

Gräfin. So muß es wohl wahr seyn.

Mar. Wie er mich zum ersten Male küßte, wollte ich böse darüber werden, allein gleich küßte er mich noch zwei; dreimal, und da wurd' ich wieder gut.

Die Gräfin wandte sich erbittert hinweg,

und Mariens unbefangene Frage: ob ihr et: was fehle? brachte sie noch mehr auf. Mädchen! sagte sie mit bebender Stimme. Weißt Du denn nicht, daß der Graf mein — daß der Graf, wollt' ich sagen, verheirathet ist, daß Du ihm nicht gut seyn darfst?

Ich darf ihm nicht gut seyn? fragte Marie, indem eine Thräne in ihr Auge trat. Liebt ihn denn die Gräfin, wie ich ihn liebe? Nein, glauben Sie mir, so kann sie ihn nicht lieben, so nicht! — Sie schlug die Hand vor ihre Augen, und ein Seufzer nach dem andern drängte sich aus der unruhigen Brust.

Die Gräfin konnte sich des Mitleids nicht erwehren. Das vergeb' ich Dir, Julius! dachte sie — daß Dein Flattersinn Dich zu diesem Mädchen hinzog, und daß Du mich darüber vernachlässigtest, aber daß Du durch Deine Liebkosungen den Frieden ihres Her:

zens vergiftet, daß Du Sehnsucht und Hoffnungen in ihr rege gemacht hast, die Du, ohne ein doppelter Verbrecher zu werden, nicht stillen, nicht erfüllen darfst, daß Du so die Blüthe ihres Lebens noch in der Knospe zerstörtest, das, Julius, hast Du schwer dem Himmel zu verantworten.

Marie saß stumm da, wie eine büßende Sünderin. Richte Dich auf, mein Kind! sagte die Gräfin mit mildem Tone. Es hat mir weh gethan, einen Traum zerstören zu müssen, der Dich so glücklich machte, aber ich muß es sowohl um deinet, als um des Grafen willen. Unschuldiges, unfahrendes Kind! Einst wirst Du mir, die Du vielleicht jetzt der Härte anklagst, so heiß und innig danken, als wäre ich die Retterin Deines Lebens. — Und nun sage mir noch Eins. Wenn Du verheirathet wärst, und der Mann, den Du einzig und unaussprechlich liebtest, theilte die Liebe, die Dir allein ge-

büßst, zwischen Dir und einer Andern, was würdest Du thun?

Ich würde weinen und sterben! sagte das Mädchen mit bebender Stimme.

Und weinen und sterben, Marie, würde auch die Gräfin, wenn sie ihres Gemahls Liebe mit Dir theilen sollte!

Bei diesen Worten stürzte eine brennende Thräne aus dem Auge der Gräfin und begrub sich in den Falten des Schleiers.

Und wenn es vollends wahr ist (sing sie aufs Neue an) daß Du, wie man sagt, schon Braut bist, wie kannst Du es beim Himmel verantworten, daß Du Deinen Bräutigam so bitter täuschest und um die Ruhe seines Lebens betrügst?

Marie seufzte bloß. Hat Friedrich nicht — fragte die Gräfin — die Versicherung Deiner Liebe?

Schluchzend erwiederte das Mädchen:

Ach, damals — damals kannte ich ja noch nicht den Grafen —

Besser wär' es, fiel ihr die Gräfin in's Wort, Du hättest ihn nie kennen gelernt, denn die Leidenschaft, die Du für ihn hegest, ist eine Schlange, die Dein Blut vergiftet. — Und denkst Du denn gar nicht mehr an Friedrich?

Mar. Ich denk an ihn, aber mit Angst; ich seh' ihn, aber mit Zittern.

Gräfin. Diese Angst und dieses Zittern warnen Dich, der unseligen Leidenschaft gegen den Grafen nicht ferner Gehör zu verstatten, nicht das Treuwort zu brechen, das Du schon einem Andern gegeben hast. O folge dieser warnenden Stimme, ehe es zu spät wird! —

Die Gräfin bemerkte erst jetzt, daß sie, hingerissen von ihrem Gefühl, ihrem eigentlichen Plan untreu geworden. Sie beschloß einzulenken. Tröste Dich, Marie!

(sprach sie) und verkenne meine Absicht nicht. Ich bin keinesweges eine Feindin Deines Glücks, ich wollte bloß erfahren, ob der Graf Dir wirklich so lieb ist. Da er Dir es ist, da er Dich gewiß noch oft und auch heut besuchen wird, da er, wenn er ermüdet von der Jagd bei Dir einspricht, einer Erquickung bedarf, die Du ihm zu verschaffen nicht im Stande bist, und da es Dir doch lieb seyn muß, wenn er Alles bei Dir findet, was er etwa wünschen möchte; so hab' ich eine Bouteille Wein, wie er ihn am liebsten trinkt, und etwas Backwerk mitgebracht, bewirch' ihn damit, wenn er zu Dir kommt, und sollte er — frag' ihn nur — vielleicht noch etwas wünschen, was zu seiner Bequemlichkeit dient; so will ich auch dafür sorgen.

Hiermit packte die Gräfin den Inhalt ihres Körbchens aus; sie hatte sogar, damit nichts fehle, auch ein paar Gläser und eine Serviette mitgebracht.

Voll Bewunderung blickte Marie die räthselhafte Unbekannte an, und fragte endlich: Wie aber, wenn der Graf von mir wissen will, wer so zuvorkommend für ihn gesorgt hat?

So sage nur: seine treueste Freundin.

Bei diesen Worten reichte die Gräfin Marien ihre Hand zum Abschiede und entfernte sich. Sie fühlte ihr Herz erleichtert, nachdem sie ihre Nebenbuhlerin kennen gelernt hatte. Die Arglosigkeit und Unbefangenheit des Mädchens galt ihr als das zuverlässigste Zeugniß, daß Mariens Herz noch rein und ihre Phantasie noch unbesleckt geblieben sey. Von ihrem Gespräche versprach sie sich wenigstens die Wirkung, daß Marie dadurch zu einem ernstern Nachdenken über ihre Leidenschaft sich veranlaßt finden werde. Der Graf, wenn er, wie von Mariens Offenherzigkeit nicht anders zu erwarten war, den ganzen Inhalt der Unterre-

dung erfuhr, mußte in der Unbekannten so-
gleich seine Gemahlin erkennen. Der Wein,
aus seinem Keller, und die Gläser, aus wel-
chen er zu trinken pflegte, wären zu dieser
Erkennung nicht einmal nöthig gewesen. Er
mußte sich fragen: was dieser Scherz be-
deuten solle? dann aber bei einiger Ueber-
zeugung sich eingestehn, daß er sehr leichtsin-
nig handle, das für Scherz zu halten, wo-
durch die gekränkte Gattin ihn mit zarterer
Schonung, als er verdiente, an seine Pflicht
erinnert hatte. Die Gräfin glaubte ihren
Gemahl genau genug zu kennen, um von
der Großmuth, die sie ihm bewies, sich den
besten Erfolg versprechen zu dürfen. Sie
kehrte heiterer und beruhigter, als sie es
verließ, auf's Schloß zurück, wo sie ihren
Gemahl immer noch mit den Rechnungen des
Inspectors angelegentlich beschäftigt fand.

Gott sey gelobt — sagte der Graf, als
er zur Tafel kam — daß ich die verdrüßliche

Arbeit los bin. Noch summen die Zahlen
in meinem Kopfe, wie ein Bienenschwarm;
Du wirst es also sehr billig finden, meine
Amalie, daß ich mich dafür diesen Nachmitz-
tag auf der Jagd erhole. — Unbefangen ver-
setzte die Gräfin: ich habe ja nie scheel gese-
hen, wenn Du Deinem Vergnügen nachgingst,
und werd' es diesmal um so weniger.

Raum hatte der Graf abgespeist; so warf
er sich in seinen Jagdhabit und fort ging's
mit Tiras und Büchse. Auf's Forsthaus zu!
dachte die Gräfin, und so war es auch.

Sonst hatte ihn Marie immer schon mit
Sehnsucht erwartet und war ihm entgegen-
geflogen; heute kam sie nicht, und als er die
Thür öffnete und in die Stube trat, fand er
die Kleine im dunkelsten Winkel sitzen, das
Gesicht mit ihrer Schürze verhüllend. Du
weinst, Marie? fragte er, und wollte die
Bedeckung von ihren Augen ziehen, um, wie
er sagte, die Perlen hinwegzuküssen. Aber

Marie sträubte sich ernstlich und schluchzte heftiger hinter der Schutzwehr ihres bethränkten Angesichts. Meine gute Marie! fragte der Graf auf's Neue. Was ist Dir widerfahren? Warum willst Du mir Dein Leid verschweigen? Hast Du mich denn nicht mehr lieb? —

Ich darf ja nicht! weinte sie, und ihre Brust wallte ungestümer.

Der Graf stand betroffen; er ahnete, daß etwas vorgefallen seyn müsse, wodurch Marien wegen seiner Besuche beunruhigt worden. Vergebens bemühte er sich, den Stoßrenfried zu errathen, am wenigsten dachte er an seine Gemahlin.

Die Warnung der Gräfin hatte auf Mariens fühlendes Herz den tiefsten Eindruck gemacht; sie empfand die Wahrheit ihrer Worte; sie war zum ersten Male veranlaßt worden, über ihre Leidenschaft gegen den Grafen ernsthaft nachzudenken; sie fühlte,

daß der Graf sie nicht lieben dürfe, ohne seine Gemahlin schwer zu beleidigen; sie fühlte, daß sie ihn nicht wiederssehen dürfe, wenn es ihr darum zu thun sey, die Stimme ihrer unglücklichen Leidenschaft zum Schweigen zu bringen. Lange kämpfte sie, bis sie so viel Stärke gewann, den Entschluß der Entsagung zu fassen. — Ja! — schluchzte sie. — Was es mir auch kosten möge, ich will ihm das Versprechen abnehmen, daß er mich nie wieder allein sehe.

In diesem Augenblicke war's, wo der Graf in die Stube trat, und das Erscheinen des geliebten Mannes erneuerte ihren innern Kampf. Doch bald erzwang sie sich die Fassung, die ihr in dieser Stunde so nöthig war. Sie stand auf, trocknete ihre Thränen und bemühte sich zu lächeln.

Sonnenschein folgt dem Regen! sagte der Graf scherzend, indem er ihre Hand ergriff, die fieberisch in der seinigen zuckte. Wie

kannst Du Geheimnisse vor mir haben? fuhr er fort, und wollte sie umarmen; allein sie verhinderte seine Liebkosungen und sagte ernst und gefaßt: Gnädiger Herr Graf — ich bitte Sie um Alles — mich nie wieder allein zu sehn —

Der Graf drang in sie, ihm zu gestehn, wodurch sie zu diesem Verlangen bewogen worden, und nun erzählte sie ihm, obwohl durch öfteres Schluchzen unterbrochen, daß diesen Morgen eine unbekannte verschleierte Dame zu ihr gekommen sey, daß diese sich erkundigt habe: ob der Graf sie öfters besuche? daß diese Dame ihr Vorstellungen wegen der Besuche des Grafen gemacht, daß sie ihr gesagt habe, sie dürfe ihn nicht lieben, ohne der Gräfin das Herz zu brechen. Doch — setzte sie hinzu — sey die Dame nichts weniger als ungehalten gewesen, sondern habe zuletzt versichert, wenn der Graf sich hier gefiele, wolle sie, als seine beste Freundin,

alles Mögliche thun, damit sein Aufenthalt ihm recht angenehm werde und er keine Bequemlichkeit vermisste, die er auf seinem Schlosse gewohnt sey.

Marie brachte zugleich den Wein nebst Backwaaren, und stellte Beides vor den Grafen hin. Dieser hatte mit steigender Verwunderung zugehört. Er ließ sich nun die Gestalt und Kleidung der Dame genauer beschreiben und kostete den Wein. — Sie ist's gewesen! sagte er leise zu sich. Es leidet keinen Zweifel. Ja, Amalie, ich verstehe Deinen Wink, und wahrlich! Du sollst Dich nicht in mir getäuscht haben.

Ja, Marie! sprach er zu dem Mädchen, das mit niedergeschlagenem Blicke vor ihm stand wie eine Schuldige, die ihr Urtheil empfangen soll. Ja, Marie! Es sey, wie Du willst, ich will Dich heut zum letzten Male sehen; durch mich soll Dein Frieden nicht gestört werden; vergiß es, wenn

ich Dir lieb war. Vielleicht gelingt es bald einem braven Manne, Deine Neigung zu gewinnen, dann — — doch wie? ist mir recht, so hört' ich vor einiger Zeit, daß der Jägerbursche Friedrich um Dich werbe. Es ist ein wackerer Junge, sehr brauchbar im Dienst, nur weiß ich freilich nicht, ob Du —

Ach, Herr Graf! schluchzte Marie, indem sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte. Erinnern Sie mich daran nicht. Ehe ich Sie gesehen hatte, war ich ihm wohl gut, doch nachher —

Graf. Ich errathe, was Du sagen willst: nachher wurdest Du gleichgültiger gegen ihn. Aber nun, Marie, da ich nach Deinem eignen Wunsche Dich nicht wieder sehe, da auch Du, wie jedes andere Mädchen, die Wahrheit des Sprichworts: Aus den Augen, aus dem Sinn! bestätigen, und so schnell, wie Du mich lieb gewannst, mich vergessen wirst, nun sey wieder freundlich

gegen den Burschen, denn (setzte er mit leichtem Lächeln hinzu) ich wünschte nicht, von ihm den Vorwurf zu hören, daß ich seine Braut ihm abwendig gemacht. — Weiß denn schon Dein Vater um Friedrichs Bewerbung?

Marie. Gemerkt mag er's wohl haben, daß Friedrich mir nicht gram ist.

Graf. Und er würde auch gewiß seine Einwilligung zu Eurer Verheirathung geben, nicht wahr?

Marie. Gewiß, denn er hält viel auf Fritzen. Wenn Fritz nur erst eine Versorgung hätte.

Graf. Die findet sich wohl bald, da er brauchbar ist. Also, Marie, im Voraus laß uns anstoßen auf das Glück eines gewissen zukünftigen Ehepaars!

Er füllte die Gläser und reichte das eine Marien; sie nahm es, weil der Graf nicht abließ, in sie zu dringen, doch konnte sie der

Thräne nicht wehren, die aus ihrem Auge ins Glas perlte.

Lebe nun wohl, Marie! rief der Graf nicht ohne Bewegung.

Leben Sie recht wohl, Herr Graf! sagte sie leise mit abgewandtem Gesicht.

Keinen Kuß zum Abschiede? fragte er sanft, indem er ihre Hand ergriff.

Sie stürzte weinend an seinen Hals, dann riß sie sich gewaltsam los und winkte dem Grafen, sich zu entfernen.

Er ging. — Dank Deiner Warnung, Amalie! — sagte er, indem er langsamen Schritts den Weg zu seinem Schlosse einschlug. Noch war es Zeit, eine Liebeslei abzubrechen, die ich nur als einen unterhaltenden Scherz ansah, die aber, wie ich nun bemerke, von dem Mädchen ernsthafter genommen worden ist, als ich denken konnte. Ich will es nicht läugnen, daß Mariens Naivetät mich anzog, daß ihre jugendliche

Schönheit meine Sinnlichkeit erregte; doch ihre Unschuld wäre mir gewiß immer heilig geblieben. Gewiß? auch in einer Stunde, wo vielleicht sie hingebender gewesen und ich feuriger geworden wäre? — Erbärmlicher Stoiker! Bestehen denn meine Grundsätze in etwas Anderm, als darin, daß ich keine habe? Und nun — die Folgen einer solchen Verirrung! Beschämend, niederbeugend für mich, aber schrecklicher für das Mädchen. — O Amalie, vortreffliches Weib! Du zogst mich zurück von dem Abgrunde, der zu meinen Füßen sich öffnete, und in welchen ich ein unschuldiges Geschöpf mit hinabzureißen im Begriff stand. Ich will zu Dir fliegen, ich will Dir Alles bekennen und mir kniend Deine Vergebung ersuchen! —

Mit schnelleren Schritten ging er auf das Schloß zu, erfuhr aber bei seiner Ankunft, daß seine Gemahlin nicht auf ihrem Zimmer, sondern im Park sich befinde. Er eilte ihr

dorthin nach. Aus einer im verborgensten
Gebüsch angelegten Laube tönte Amaliens
Gesang zur Guitarre. Er näherte sich ge-
räuschlos und lauschte. Sie sang:

Die sich von dem goldnen Ringe
Goldne Tage nur verspricht,
Ach, die kennt den Lauf der Dinge
Und der Männer Launen nicht.

Amalie! rief er hervortretend und zu ih-
ren Füßen sinkend. Kannst Du mir verge-
ben, du schwer Beleidigte? Sieh, ich be-
reue, ich schwöre —

Schwöre nicht noch einmal, Julius! sag-
te sie ernst und wehmüthig. Du hast schon
geschworen, als wir die Ringe vor'm Altare
wechselten —

Er. Hart strafen mich Deine Worte.
aber höre mich. Du kennst Marien. Zu-
fällig sah ich sie; das kindliche Wesen, die
Naivetät des Mädchens ergöhte mich — kein
Wunder! denn ich verglich ihre Ansprüche

losigkeit und Natürlichkeit mit dem kokettirenden, gezierten und flachen Wesen unserer Damen in der Hauptstadt. Mein Weg führte mich öfter beim Forsthause vorbei, sie saß vor der Thür, ich knüpfte ein Gespräch mit ihr an, ein Wort gab das andere, sie wurde vertraulicher, ich gewöhnte mich an sie, ich tändelte, scherzte mit ihr — blicke mich nicht so ernsthaft an, Amalie! — Bei Gott, was mich zu dem Mädchen hinzog, war nichts, als ein flüchtiges Wohlgefallen, ein gout passager —

Sie. Ich will Dich nicht fragen, Julius, ob Du der Solidität Deiner Grundsätze so gewiß bist, daß Du keck behaupten darfst, aus den kleinern Vertraulichkeiten würden keine größeren entstanden seyn; blos das Eine bitte ich Dich zu beherzigen, daß wenn auch Du wirklich keine Leidenschaft für das Mädchen fühltest, sondern bloßes Amusement bezwecktest, wie Du versicherst,

doch das Mädchen aus Deinen Tändeleien
Gift in die unschuldige Brust sog. Auch hättest
Du wohl bedenken mögen, daß Dein öfteres
Verweilen im Forsthaus im Dorfe Aufmerk-
samkeit erregen, und das Mädchen ins Ge-
rede bringen mußte —

Er. Habe Barmherzigkeit mit mir
reueigem Sünder, Amalie. Wahr ist Alles,
was du sagst — aber hier nimm die heilige-
ste Versicherung: ich sehe das Mädchen nie
wieder, allein nie. Doch, obgleich ich mich
auf Gnade und Ungnade ergeben habe, muß
ich auch eine ernste Frage an Dich richten:
Warum warst Du nicht offen gegen mich?
Was sollte die Spielerei mit dem Wein?
Meintest Du, ich würde nicht darauf geach-
tet haben, wenn Du wegen meiner Besuche
bei Marien mir Vorstellungen gemacht hät-
test?

Sie. Die Gattin muß, selbst wenn das
vollkommenste Recht auf ihrer Seite ist, es

vermeiden, auch nur den leisesten Vorwurf dem Gatten zu machen; sie muß es bloß dahin zu bringen suchen, daß er, wenn er gefehlt hat, sich selbst Vorwürfe macht. So und nicht anders, ihr Männer, ist es möglich, Euch zu bekehren.

Er. Wem verdankst Du diese mehr als Salomonische Weisheit, Amalie?

Sie. Der besten, erprobtesten Lehrerin — der Erfahrung.

Er. Ich will Dir nicht widersprechen, obwohl ich Grund dazu hätte. Aber nun, Amalie, nachdem ich bereut und Besserung angelobt habe — zürnst Du mir noch?

Sie. Habe ich Dir denn je gezürnt oder Dich zu lieben aufgehört? Weißt Du nicht, was Lovelace in der Klarissa sagt? Die Weiber lieben den am meisten, es sey Mann, Kind oder Galan, der ihnen am meisten zu schaffen macht.

O Amalie, wie beschämst Du mich! rief

der Graf, sie umschlingend, und sie neigte sich versöhnt an die Brust des Bereuenden und flüsterte: Julius, bist Du nun wieder ganz mein? — —

In diesem Augenblicke entstand vor'm Park ein heftiges Geschrei. Viele Stimmen lärmten und kreischten durch einander, es waren aber bloß einzelne Worte und Ausrufungen zu verstehen; Barmherziger Himmel! — Der Unglückliche! — Es ist entsetzlich! —

Indem der Graf, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen, auf die Thür zuging, stürzte Rosette blaß und athemlos herein. Was giebt's? rief ihr der Graf entgegen. Gott — gerechter! (stammelte sie) Friedrich — hat sich — erschossen!

Der Graf erbleichte; die Gräfin, als sie die Bestürzung ihres Gemahls bemerkte, eilte herbei; Rosette wiederholte ihr die Unglücksbotschaft, sie bebt zusammen und warf

einen bedeutenden, ihm nur allzuverständlichen, Blick auf ihren Gemahl, der wie vernichtet dastand.

Der Voigt, von dem Rosette die Nachricht hatte, wurde herbeigerufen; er referirte auch sofort, ohne gefragt zu seyn, in seinem etwas breiten Style Folgendes: Der Förster sey heut früh, noch vor fünf, mit Friedrich in den Wald gegangen, und habe gleich einen besondern Trübsinn an dem Burschen verspürt. Es sey auch ganz sonderbar gewesen, daß der Friedrich, sonst ein ganz vorzüglicher Schütze, heut jedes Stück Wild gefehlet, so daß dem Förster sein ohnehin nicht fester Geduldfaden gerissen sey, und er zum Burschen gesagt habe: er solle sich zum Teufel scheeren. Dies habe der Friedrich wahrscheinlich im wörtlichsten Verstande genommen, und sey, einen wilden Blick auf den Förster werfend, tiefer in den Wald gegangen. Dem Förster habe gleich Uebles

geschwanet, er sey also von ferne dem Burschen nachgefolgt, doch unmerklich. Im dicksten Gebüsch nun habe sich der Friedrich auf den Boden niedergeworfen, wie ein Wahnsinniger sich gebehrdet, sich selbst und die ganze Welt verflucht; dann sey er mit den Worten: Gott sey gedankt, ich weiß mir zu helfen! aufgesprungen, habe seine Büchse ergriffen, den Schrotschuß herausgezogen, eine Kugel hineingeworfen, einen tüchtigen Pfropf drauf, und nun die Büchse wider die Erde gestemmt, um sie mit dem Fuße gegen den Mund abzudrücken. In diesem Augenblicke aber sey der Förster herzuggesprungen, und habe dem Burschen mit den Worten: Bist Du des Teufels, Friedrich? das Bein weggerissen, doch sey die Büchse losgegangen, aber die Kugel habe bloß Friedrichs Arm gestreift.

Also nicht todt? fragte der Graf.

Der Vader hat ihn verbunden und ge-

schworen: er wolle seine Reputation in loco und in der Umgegend verlieren, wenn die Wunde nicht binnen acht oder zehn Tagen ganz geheilt sey! erwiederte der Voigt. Wie sie ihn blutend in die Försterei brachten (setzte er hinzu) gerieth Försters Mariechen ganz außer sich, sie rief: Ich bin an seinem Tode schuld! und heulte, daß es einen Kieselstein hätte erbarmen mögen. Ich machte, daß ich fortkam, weil mir ganz absonderlich weichlich zu Muth wurde.

Der Graf winkte dem Schwäger, sich zu entfernen. Seine Augen trafen auf Amaliens, welche naß waren. Ich verstehe — sprach er vor ihr hinsinkend — diese Thräne, die in Deinem Auge mir begegnet; diese stumme Anklage, die mein Herz zerreißt; das Bild des Blutenden steht vor Dir, und seine That wälzest Du auf meine Seele. Sprich es nur aus, strenge Richter, was Du denkst?

Sie griff nach seiner Hand und sagte:

Julius, und wenn nun ein glücklicher Zufall nicht obgewaltet, wenn die Kugel das Herz des um Deinetwillen von seiner Geliebten verschmähten Jünglings wirklich getroffen hätte, — wem wäre die Schuld seines Todes zuzurechnen? — Ein Menschenleben — vernichtet um einer (ich brauche Deinen eigenen Ausdruck) Tändelei willen? —

Er richtete, ohne etwas zu erwiedern, seinen Blick in die Höhe, und ging stumm an Amaliens Seite in's Schloß.

Am andern Morgen kam er mit einem Briefe in der Hand auf das Zimmer seiner Gemahlin. Eben — sagte er — schreibt mir der Baron von Welling, daß er auf sein Gut Wildenhain einen tüchtigen Förster suche, und bittet mich, wenn ich etwa ein dergleichen Subjekt wisse, ihm solches zuzuweisen. Da habe ich nun mein Absehen auf den Friedrich gerichtet. Wenn er den Posten erhält, wird ihm der Förster Mariens Hand

nicht versagen, das Ehepaar verläßt unser Dorf, und wenn etwa noch ein Restchen von Eifersucht gegen das Mädchen in Deinem Herzen ist — —

Die Gräfin. Oder ein Fünkchen von Liebe in dem Deinigen glimmt —

Er. So hörst Du dann wohl auf, eifersüchtig —

Sie. Und Du — mir abtrünnig zu seyn.

Er. Du neckst mich; aber ich versichere Dir, daß das Mädchen mir ganz gleichgültig geworden ist —

Sie. Und ich versichere Dir eben so aufrichtig, daß ich nicht den mindesten Argwohn mehr hege. —

Es war aber doch sonderbar, daß die Gräfin an der Eichenguirlande nicht weiter stießte, sondern sie unvollendet ließ, und desto mehr Fleiß und Liebe auf eine Rosen- und Vergißmeinnicht-Guirlande verwandte,

womit die Beste geschmückt war, die sie nunmehr statt der vorigen ihrem Gemahl zu seinem Geburtsfeste überreichte. Hatten doch vielleicht Rosa's Worte Eindruck auf sie gemacht oder scheute sie sich, ihrem Gemahle die Thräne mitzuschicken, die damals auf den Atlas gefallen war, als Rosa's Erzählung ihr Herz so tief verwundete? — —

Uebrigens hat auf des Grafen Empfehlung Friedrich die Försterstelle in Wildenhain wirklich erhalten, und Marie ist sein Weib geworden. Den Grafen hat sie längst vergessen, und auch dieser hat, wenigstens bis jetzt, seiner Gemahlin keinen neuen Anlaß gegeben, ihre Bekehrungsmethode gegen ihn in Anwendung zu bringen.

Wilibald.

Das Ständchen und das Körbchen.

Seh' ich recht? rief der Kammerath Etmüller, das Tageblatt lesend. „Einpasfirt Hr. Zeisig, fürstlich * * scher Kapellmeister, logirt im rothen Stiefel. „Das ist gewiß der lockere Zeisig, mit welchem ich vor drei Jahren in H.... studirte, und mit welchem ich gemeinschaftlich so manche Geniestreiche verübte, bis er endlich, nachdem er die Philister weidlich geprellt hatte, bei Nacht und Nebel davon ging. Wie er es aber bis zum Kapellmeister hat bringen können, ist mir wirklich ein Räthsel; er muß sich bedeutend geändert haben. Charmant! Von mir und meinen jetzigen Verhältnissen,

z. B. daß ich eine schöne und reiche Frau geheirathet habe, daß ich in bona pace lebe und mich Kammerrath tituliren lasse, ohne mit der Kammer in Berührung zu kommen und ohne ihr rathen zu dürfen, davon weiß er so wenig etwas, als daß ich gegenwärtig hier mich aufhalte. Ich will ihn auffuchen und überraschen!

Der Kammerrath eilte in den Gasthof und fragte den ersten besten dienstbaren Geist in grüner Schürze, dessen er ansichtig ward, nach dem Fremden. Der Herr Kapellmeister logirt in No. 7. — erhielt Ettmüller zur Antwort — ist aber sehr beschäftigt und hat daher befohlen, alle Besuchende auf den Nachmittag wieder zu bestellen.

Nun bei mir macht er gewiß eine Ausnahme! versetzte der Kammerrath. Ich heiße Ettmüller. Wenn er den Namen hört, hat er auf jeden Fall ein paar Augenblicke Zeit für mich.

Aus dem Zimmer, in welches der Mar-
queur ging, schallte Guitarrenklang; so-
gleich öffnete sich die Thür. Ettmüller?
Ist's möglich? rief Zeisigs bekannte Stimme,
und der Kapellmeister stürzte in die Arme sei-
nes Freundes. Wie geht's Dir? Wie ist's
Dir gegangen? Wohnst Du denn hier? Was
treibst Du? — Ohne aber dem Kammer-
rath zum Worte kommen zu lassen, fuhr
Zeisig gleich fort: Du erscheinst mir wie ein
Engel des Lichts. Ich weiß, Du machst al-
lerliebste Gedichte, und ich, obgleich ich mich
auf's Komponiren verstehe, kann doch kei-
nen Vers zu Stande bringen. Schon zwei
Stunden zermartete ich mich mit dem Texte
zu einer Serenade, die ich heut Abend vor
den Fenstern meiner Donna absingen will.

Deiner Donna? fragte Ettmüller. Du
bist erst gestern Nachmittag hier angekom-
men und schon sterblich verliebt?

Wie das zuging — versetzte der Kapell-

meister, will ich Dir ganz in der Kürze erzählen. Vorausschicken muß ich, daß ich gegenwärtig mit Erlaubniß des Fürsten von * * auf einer Kunstreise begriffen bin. So komm' ich denn auch gestern Nachmittags hier an, um wie Amphion mit meiner Laute, wenn auch nicht die Steine und Bäume, doch die Geldbeutel der Bewohner hiesiger Stadt in Bewegung zu setzen. Kaum bin ich angelangt, so gehe ich aus, um einige Staatsvisiten zu machen. Da begegnet mir auf der Straße ein Mädchen, von dessen Schönheit Du Dir keine Vorstellung machen kannst, wenn Du Dir nicht die drei Grazien in Ein Wesen verschmolzen denkst. Vergessen waren die Visiten, vergessen war das Konzert; ich hatte nichts Wichtigeres zu thun, als ihr in bescheidener Entfernung nachzufolgen. Sie ging zum * * sehen Thore hinaus, in das schöne Haus rechts nicht weit vom Springbrunnen. Daß sie dort

wohnt, leidet keinen Zweifel, denn ich erblickte sie nachher am Fenster eines Zimmers im zweiten Stocke, wie sie eben ihren Hut ablegte.

Der Kammerrath lächelte und schien etwas fragen zu wollen, allein der redselige Zeisig fuhr sogleich fort: Eigentlich wollte ich heute mein Konzert geben, doch nunmehr muß es ausgesetzt bleiben, weil ich durchaus heut Abend meiner Angebeteten ein Ständchen bringen will. Wenn ich nur erst mit dem Texte fertig wäre! Hilf mir doch, Etmüller! — Angefangen hab' ich schon:

Holdes Mädchen! O erhöre

Meiner Liebe leises Wort . . .

Aber hier sitz ich. Wie nun weiter?

Das ist ja Spaß! sagte Etmüller. Bei Serenaden und Operntexten wird es mit der Poesie und dem Sinne nicht so genau genommen. Denke doch nur an die elenden

Texte zum Don Juan, zur Zauberflöte und zum Freischützen. Die Musik muß aus dem Schlechten etwas Gutes machen. Du kannst ganz ruhig also fortfahren:

Darum bitt' ich und beschwöre

Dich bei jenen Sternen dort.

Sternen dort? fragte Zeisig. Wenn nun aber heut Abend kein Sternenlicht ist?

Nun — lachte Etmüller — im Gedichte können die Sterne immer vorkommen, wenn sie auch in natura nicht existiren.

Meinethalben! — erwiderte der Kapellmeister. — Aber nun zum zweiten Verse. Den Anfang hab' ich auch schon:

Deiner Augen lichte Strahlen

Drangen tief mir in das Herz . . .

Etmüller fiel rasch ein:

Und ich fühlte Liebesqualen

Und ich fühlte Liebesschmerz.

Brüderchen! — sagte Zeisig. — Das

ist ja aber Eins und Dasselbe: Liebesqual und Liebes Schmerz? Sollte das nicht eine unstatthafte Wiederholung seyn?

Mit nichts! erwiderte der Kammer-
rath. In einer Serenade, wie die Deinige
ist, können Worte, wie: Schmerz, Qual,
Melancholie, Harm, Gram, Leiden und der-
gleichen nicht oft genug vorkommen. Manche
Schönen haben ein Felsenherz, das sich bloß
durch solche vielfältig wiederholte melanchor-
lische Ausdrücke erweichen läßt.

Du hast Recht! versetzte der Kapellmei-
ster. So mache mir denn nun den Schluß-
vers — drei ist eine heilige Zahl, wie Du
weißt.

Eitmüller sann ein paar Augenblicke nach
und deklamirte sodann:

Schenk', o schenke mir ein Zeichen
Deiner Lieb' und Deiner Huld;
Läßest Du Dich nicht erweichen,
Bist an meinem Tode Schuld.

Bravo! rief Zeißig. Das wird sich gut komponiren lassen. Ich danke Dir, Etmüller, für Deinen Beistand. Nun bleibst Du noch ein Weilchen bei mir, wir stechen ein Gläschen aus und plaudern uns dabei satt. Nachher muß ich freilich an die Komposition denken — dann erhalt' ich Besuche — Brüderchen, ich weiß wirklich manchmal nicht, wo mir der Kopf steht —

Bis jetzt — unterbrach ihn Etmüller, — hast Du mich wenig zum Worte kommen lassen. Nun erlaube mir doch einige Fragen. Zuerst beschreibe mir ein wenig Deine Schöne dem Aeußern nach. Was hatte sie denn für Augen?

„Blaue.“

Was für Haare?

„Blonde.“

Was für einen Mund?

„Klein; purpurroth, ganz zum Kuß geschaffen; ich war so erpicht darauf, daß

ich sie auf öffentlicher Straße hätte küssen mögen.“

Und was für einen Fuß?

„Fuß, sagst Du? — Sie hatte keinen Fuß, sondern — Füßchen, und zwar so niedlich, wie ich sie noch nie gesehen habe.“

Wie war sie denn gekleidet?

„Darüber kann ich Dir keine ganz bestimmte Auskunft geben. Ein schwarzseidenes Kleid, eine Spitzenkrause, ein rother Shawl mit bunter Bordure, ein schwarzer Strohhut mit Federn, über welchen ein weißer Schleier wie Nebeldunst hinwallte, schneeweiße Zwickelstrümpfchen — dies ist ohngefähr Alles, was mir von ihrer Kleidung im Gedächtniß zurückblieb —“

Der Kammerrath lachte noch ärger als zuvor. Sage mir nur, warum Du beständig lachst? fragte Zeisig etwas empfindlich.

Ueber Dein schnelles Verlieben muß ich lachen! entgegnete Ettmüller. Vielleicht weißt Du nicht einmal den Namen Deiner Geliebten und hast Dich eben so wenig näher um ihre Verhältnisse bekümmert.

„Das ist wahr, Brüderchen! Wie sie heißt, weiß ich nicht, und ihre Verhältnisse kenne ich auch nicht, denn ich bin ja — bis jetzt wenigstens — noch nicht gesonnen, sie zu heirathen.

Nun so beschreibe mir doch das Haus, in welchem der Abgott Deines Herzens lebt und webt, etwas genauer; vielleicht kann ich Dir dann auf die Spur helfen —

„Wie ich Dir schon sagte, wenn man zum **'schen Thore hinausgeht, nicht weit von der Wasserkunst, das zweite Haus rechts, drei Stock hoch, weiß angestrichen, mit grünen Jalousien, mit Ziegeln gedeckt, daneben ein Garten“ —

Hier gab sich der Kammerrath zwar alle

mögliche Mühe, das Lachen zu verbeißen, allein es gelang ihm nicht, sondern er brach in ein helles Gelächter aus. Zeisig gerieth in Hike. Nun will ich aber durchaus wissen, warum Du lachst? sagte er.

Ueber Dich Wildfang, versetzte der Kammerath. Deine Handlungsweise ist indessen durch Dein Temperament erklärlich. Du bist ein Sanguiniker, und der Sanguiniker ist allemal ein Leichtfuß. Wenn Du die Mädchen nennen müßtest, die Du schon herztest und schon küßtest — nicht wahr, liebster Zeisig, dann hättest Du viel zu thun? — Vielleicht kann von Dir, wie vom Don Juan, ein zweiter Leporello singen:

Hier vierhundert im feurigen Welschland;

Da fast hundert im kälteren Deutschland;

Hier hundert eins im pfffigen Frankreich

u. s. w.

Doch Du willst komponiren, ich verlasse Dich

jezt. Indessen wünsch' ich, — (hier schnitt Ettmüller ein Satyrgeſicht) — daß Dein Ständchen gut ablaufen möge. Wahrscheinlich iſt dieſer Wunsch überflüſſig, denn bei Dir hat es wohl immer geheißen: *veni, vidi, vici?* — Also Adieu! —

Ettmüller umarmte den Kapellmeiſter und ſprang lachend die Treppe hinunter.

So wie der Kammerrath fort war, machte ſich Reißig an die Kompoſition ſeiner Serenade, und kam richtig damit zu Stande, ehe die nachmittägigen Beſuche ihn ſtörten. Wie es dunkel geworden war, wandelte er, in ſeinen Mantel gehüllt, der Wohnung ſeiner Dame zu. Die Fenster, an welchen er ſie geſtern erblickte, waren erleuchtet, und glücklicher Weiſe war es auch ſternenheller Himmel, worüber er ſich, weil das Gedicht doch einmal auf Sternenschein eingerichtet war, ſehr freute.

Er stellte sich den Fenstern gegenüber und fing nach einem kurzen Präludio zu singen an:

Holdes Mädchen! O erhöre ic.

Während der beiden ersten Strophen war nichts am Fenster zu bemerken; als er aber die dritte anfang:

Schenk', o schenke mir ein Zeichen

Deiner Lieb' und Deiner Huld ic.

öffnete sich das Fenster, und es wurde an einem Bändchen etwas Weißes herabgelassen.

Beim täuschenden Sternenlicht war der Gegenstand nicht zu erkennen. Zeißig, die letzten tragischen Verse seiner Serenade vergessend, von Hoffnung beflügelt, sprang hin und griff nach dem räthselhaften Geschenke. Es war ein niedlich geflochtenes — Körbchen.

Obgleich er die symbolische Bedeutung dieses Geschenke begriff, verlor er doch nicht

die Fassung, sondern nahm den Deckel ab, um nachzusehn, ob nicht vielleicht ein Liebesbrief darinnen liege. Allein es war ein leeres Körbchen.

In diesem Augenblicke schloß sich auch das Fenster, dagegen aber öffnete sich die Hausthür, und heraustrat — Ettmüller. Bon soir! sagte er.

Nun, wie kommst denn Du hieher? fragte der Kapellmeister etwas verduzt, das Körbchen in der Hand haltend —

„Ich wollte Dich eben fragen, wie Du hieher kommst?“

Du weißt ja —

„Leider weiß ich, daß Du — blamirt bist.“

Wie so? —

Ettmüller deutete schweigend auf das Körbchen. .

„Ich will durchaus wissen,“ — sagte der Kapellmeister hitzig, wie Du in dieses Haus kommst?“

Auf dem allerrechtlichsten Wege.

„Du bist doch nicht in die Dame verliebt, welcher ich das Ständchen brachte?“

Allerdings bin ich in sie verliebt, und zwar recht sehr.

„Das verbitte ich mir!“

Und ich verbitte es mir ebenfalls, daß Du in sie verliebt bist.

„Warum? Warum?“

Weil sie meine — Frau ist.

„Deine Frau?“ — rief Zeisig in größter Verlegenheit, und ließ das Körbchen fallen.

Verliere nur nicht — spottete Ettmüller — dieses Zeichen der Lieb' und Huld Deiner Angebeteten.

Ha! — rief der Kapellmeister nach einer Pause des Erstaunens mit zorniger Gebehrde. — Nun weiß ich es doch, daß Du mich bloß zum Narren gehabt hast. Nun weiß ich mir es zu erklären, warum Du

heut früh, als ich Dir ganz offenherzig mein Liebesabentheuer erzählte, so hämisch lachtest, warum Du eine so genaue Beschreibung der Dame und ihrer Wohnung verlangtest. Du erriethest sogleich Deine Frau, verschwiegest es mir aber, um mich recht methodisch zu ärgern. Hebe Dich weg von mir; Du bist mein Freund nicht mehr, denn Du hast mein Vertrauen auf eine unerhörte Weise gemißbraucht. Und morgen — damit Du es weißt — schießen wir uns! —

Das wird sich finden! — sagte Ettmüller, und der Kapellmeister rannte fort.

Am nächsten Morgen, wie der Kammerath noch seinen Kaffee trank und mit seiner Gattin den von ihnen nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft dem Kapellmeister gespielten Streich belachte, wurde ihm ein so eben von einem Lohnbedienten abgegebenes Billet überbracht:

Bei der Herausforderung bleib'ts, —
schrieb Zeisig — nur mit dem Unterschie-
de, daß ich Dich nach reiflicher Ueberles-
ung nicht auf Pistolen, sondern auf ver-
schiedene Flaschen Rheinwein herausfor-
dere, die wir nach dem Konzerte, welches
ich heute gebe, in meiner Wohnung aus-
stechen wollen. Und da ich aus gewissen
Gründen, besonders durch eine Umwands-
lung von Schaamgefühl, abgehalten wer-
de, Deiner Gemahlin für das auf eine so
überraschende Weise mir gemachte zierli-
che Geschenk meinen Dank persönlich ab-
zustatten, so bitte ich Dich, es in meinem
Namen zu thun. Auch wünscht' ich, daß
es Dir gefallen möchte, von den beilie-
genden Konzertbillets heut Abend für Dich
und Deine Gemahlin Gebrauch zu ma-
chen. Auf Wiedersehen!

Dein Zeisig.

Ettmüller schrieb gleich wieder:

„In der jetzigen Gestalt nehme ich
Deine Herausforderung an, und auch das
Uebrige ist von mir bestellt worden.“

Nach dem Konzerte, in welchem Zeisig
den lautesten Beifall erntete, saß er mit Ett-
müllern, versöhnt wegen des Scherzes, den
der letztere sich erlaubt hatte, beisammen.
Sie schwatzten von vergangenen Zeiten und
erzählten einander ihre Fata.

Das war aber doch das Tollste — sagte
Zeisig beim Abschiede — daß Du selbst mir
das Liebeslied auf Deine Frau machen
halfst. Uebrigens — setzte er hinzu —
soll das Korbchen mir ein ewiges memento
seyn, mich nicht zu verlieben und noch we-
niger ein Ständchen zu bringen, bis ich nicht
gewiß weiß, daß kein Ehemann mir in die
Queere kommt.

Wilibald.

Attila's Grab.

1.

Es war Nacht. Mit dem Schwerte in der Hand bahnte sich der Römer Aëtius den Weg durch das dichte Gestrüpp, welches die Wohnung der Sibylla versteckte. Jetzt als er vor der Höhle stand, schlug er mit der Klinge gegen den Felsen und rief: Oeffne, Sibylla, öffne!

Da bewegten sich die Steine, Lampenschimmer drang aus der Felsenspalte hervor und drinnen rief die Stimme der Seherin: Tritt herein, Aëtius!

Du kennst mich? fragte der Römer.

Dich und dein Verlangen! versetzte die Seherin. Roms Schicksal willst du wissen, Attila's und das Deine.

Aët. Du errichst meine Gedanken und bestärkst mich dadurch in dem Vertrauen auf Deine Weisheit. Wohlan denn, so stille meine Wißbegierde.

Syb. Aus welcher Ursache fragst Du die Zukunft?

Aët. Frage nicht, warum ich frage. Die Sehnsucht, das Geheimnißvolle zu enträthseln, das Fernstehende sich näher zu rücken, ist ja dem Menschen angeboren. Das Kind greift nach der geheimnißvollen Flamme der Kerze, der Sternseher klimmt in der Nacht auf die Höhe des Berges, und fragt die Lichter des Himmels: was sie sind und was sie bedeuten? — Wenn Deine Wissenschaft keine Lüge ist, Seherin; so gieb mir Bescheid!

Syb. Thörichter, was willst Du?

Dich verlegen, wie das Kind, welches die unbedachtsame Hand nach der Flamme ausstreckt? Dir das Auge dunkel sehen, wie der Sternseher am Nachthimmel?

Aët. Die Gefahr komme über mich. Zögere nicht länger, Weib; sonst halt' ich Dich für nicht klüger, als jedes andere Weib ist.

Syb. Steh' ab von dem thörichten Versuche, meine Eitelkeit zu reizen. Was ich Dir verkünden will, verkünde ich frei. So höre denn! — Als vollkräftiger Jüngling blühte Rom auf, es durfte sich ein langes rüstiges Mannesalter versprechen, doch durch seines Leichtsinns und seiner Ueppigkeit Schuld ist es vor der Zeit ein abgelebter Greis geworden; das Haupt ist schwach, die Glieder sind matt, der Tod schleicht in den Adern des Staatskörpers, seine Auflösung ist nahe. Eine kraftvolle Hand darf das kraftlose Wesen berühren, so stürzt es zusammen.

Aët. Sage mir, wird Attila diesen Stoß dem ohnmächtigen Rom versetzen?

Syb. Attila nicht! — Diese Nacht ist seine letzte.

Seine letzte? rief Aëtius heftig und versiel darauf in tiefes Nachsinnen. Seine letzte Nacht? wiederholte er, und wilde Freude leuchtete aus seinen Augen. Triumphire dann, Aëtius! Ueber Attila's Grabhügel steigt deine Sonne auf. Heraus nun an das Licht des Tages, ihr Entwürfe, die ich zeither in meiner tiefsten Brust gefangen hielt! — Roms Untergang ist vom Schicksal ausgesprochen. Wohl an denn, so will ich das Werkzeug seyn in der Hand des Schicksals; niederreißen will ich das alte morsche Gebäude, aber aus den Trümmern will ich ein neues junges Rom rufen, und neben Romulus soll der Name Aëtius von der Nachwelt genannt werden!

Kühner Schwärmer! sprach Sibylla.

Du, dessen Seele über verderblichen Entwürfen brütet; denke daran, daß noch in der vorigen Nacht Attila von Sieg und Zerstörung träumte, und daß in der jetzigen Nacht des Todes stärkerer Arm den Starken niederwirft, und daß die Thaten, von denen er träumte, alle mit ihm vermodern.

Was willst Du mit dieser Mahnung, Seherin? rief Aëtius auffahrend. Verkünde mir die Zukunft! Sag' an: werde ich vollenden, was ich beschloß, oder wird das Schicksal meinen Entwürfen sich entgegenstellen?

Hole Dir die Antwort an Attila's Grabe! sprach die Seherin und schlug ihr Buch zu.

Unholdin, von Dir will ich Antwort! rief Aëtius, mit Ingrimme das Schwert aus der Scheide reißend und wider die Seherin erhebend. Doch sein Arm sank, von unsichtbarer Gewalt gelähmt, nieder, ohne

die Seherin zu erreichen; ein eifriger Schauer rann über seinen Körper, er taumelte zurück, und es ward Nacht vor seinen Sinnen

Als die Betäubung von ihm wich, stand er im Freien an einen Baum gelehnt. Neben ihm lag sein Schwert und fernhin glänzten im Schimmer der Sterne die Wellen der Tiber und Roms Palläste.

2.

Des andern Morgens versammelten sich vor Attila's Gezelt in seinem Lager bei Mantua die Heerführer Drestes, Balamir, Edekon und Odoaker, um gleich beim Erwachen des Königs seine Befehle zu vernehmen. Sie warteten, bis die Sonne fast mitten am Himmel stand, sie horchten von Zeit zu Zeit, ob sich noch nichts im Zelte rege, doch stille war und blieb es drinnen.

Des Königs ungewöhnlich lange Ruhe

befremdet mich! nahm endlich Edekon das Wort. Attila's Art ist's nicht, in den Armen der Liebe die Regierungsgeschäfte zu vergessen.

Gönn' ihm die Freuden der Hochzeit nacht! sagte Orestes. Könige wollen auch Menschen seyn.

Mir ahnt etwas Schlimmes! fing Odoaker hastig an. Attila's Schlaf währet lange; wie? — mir bangt, meine Ahnung auszusprechen, und doch muß ich — wie, wenn es ewiger Schlaf wäre? Schon gestern, als der König mit Hildegunden vom Mahle sich entfernte, überfiel mich ein unerklärliches Grausen. Dieses Weib, dachte ich —

Hier verstummte Odoakers Mund, denn tief verschleiert trat Hildegunde aus dem Zelte und sagte: Hunnen, wollt Ihr Euren König sehn, so kommt!

Die Heerführer folgten ihr; aber kaum

hatten sie das Zelt betreten, so taumelten sie zurück, von Entsetzen ergriffen. Attila lag drinnen in seinem Blute, die tapfere Brust durchstoßen von Odins mächtigem Schwerte, dem Schrecken seiner Feinde.

Gräßliche, verruchte, unerhörte That! riefen die Hunnen und warfen ihre rache-glühenden Augen auf Hildegunden.

Mir gehört diese That! sprach die Königin. Kein Anderer wage es, sie sich zueignen, denn ich bin stolz darauf. Hunnen, hört mein Bekenntniß, ehe Ihr mich richtet!

Ich lebte ruhig am Hofe zu Babilonum, als Attila's Botschafter erschienen und meinen Vater zum Bündniß mit den Hunnen wider den Gothenkönig Theodorich und die Römer aufforderten, im Weigerungsfall ihn mit Attila's Feindschaft bedrohten, und zugleich verlangten, daß ich als Bürgin der treuen Gesinnungen meines Vaters ihnen in

Attila's Lager folgen solle. Ich folgte, mußte folgen. Allmählig gewöhnte sich mein widerstrebendes Gefühl an Blut und Schlachtgetöse. Durch das Schreckliche, was ich täglich vor Augen sah, wurde mein Inneres verwandelt; ich, die nur geübt war im Weben und Sticken, im Kranzflechten und Lautespielen, bedeckte, meine stillen Beschäftigungen vergessend, die Brust, welche sonst unter Flor und Seide schlug, mit einem schweren Harnische, und die weiche Hand, nur der Nadel gewohnt, lernte das Schwert schwingen. Ich mischte mich unter Attila's Heerschaaren und focht wie ein Mann. In der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern traf mich ein Schwertstreich des wüthenden Thorismund, der seines Vaters Tod zu rächen hatte; zwischen getödteten Gothen und Hunnen und Römern sank ich nieder, und wäre vielleicht unter dem Leichenberge erstickt, hätte nicht Walthar mich

gefunden und gerettet. Kennt ihr Walthern, den Sohn des Königs Alphar von Aquitanien? Ihr müßt ihn kennen, denn wie oft hat er den Hunnen den Weg gebahnt in den dichtesten Haufen der Feinde. Uns hatte ein verwandtes Schicksal getroffen, denn auch Walthar war von seinem Vater Euerm Könige als Geißel gegeben worden. Das erste Mal, als ich ihn sah, kehrte er mit Blut und Staub bedeckt von einem Streifzuge zurück; Attila schloß den Beherzten in seine Arme und ertheilte ihm Lobsprüche. Ich stand fern und durstete nach einem seiner Blicke, doch weh! er schien meiner nicht zu achten. Da beschloß ich durch Muth und kecke Verachtung jeglicher Gefahr seine Aufmerksamkeit zu reizen und es gelang mir. Oft im Kampfgewühl, wenn ich neben ihm focht, suchten seine Blicke mich auf, und wenn er mich in Gefahr sah, war sein Arm nicht langsam, mir beizustehn. So wur:

den wir unbemerkt einander näher geführt, und doch hatten wir noch kein Wort gewechselt. Das erste Wort sprachen wir, als Walther nach jener blutigen Schlacht mich halbtodt unter Leichen gefunden und in Attila's Lager gebracht hatte. Als dort auf einen Augenblick des Fiebers Hestigkeit nachließ und meine Besinnung zurückkehrte, sah ich Walthern an meinem Lager sitzen. Er hielt meine Hand in der seinigen und fragte: Ist Dir wohl, Hildegunde? — Wohl! Wohl! versetzte ich, denn ich fühlte es mit Entzücken, daß er meine Hand in der seinen drückte. Hildegunde! fing er von Neuem an. Warum mengst Du Dich in das blutige Geschäft der Männer? Warum suchst Du das Getümmel der Schlacht auf, anstatt in Sicherheit bei den andern Weibern hinter dem Heere zurückzubleiben? — Diese Worte Walthers thaten mir weh, und ich erwiderte mit Vorwurf: Walther, wie

kann ich zurückbleiben, während Du in der Schlacht Deine Brust der Gefahr darbietest? — Da drückte Walthar (er verstand mich) stärker meine Hand und sagte: Hildegunde, ich habe Dich blos Verderben verbreitend in der Schlacht gesehen; ach, daß Du lieben könntest, wie Du hassen kannst! — Bei diesen Worten fuhr Walthers brennender Blick, der mich ergründen zu wollen schien, in mein Herz, und die heftige Bewegung, in welche ich gerieth, warf mich aufs Neue in Betäubung. — Aber von dieser Stunde an war ein vertrauliches, innigeres Verhältniß zwischen uns eingetreten, doch verbargen wir es vor Attila, und zeigten uns, wo wir bemerkt wurden, so fremd gegen einander, als wir es vormals wirklich waren. — Um das Weitere kurz zu erzählen: Als Attila über den Rhein zurückging, um aufs Neue Rom zu bedrohen, beredete mich Walthar zur Flucht. Hildegunde, sprach

er; was wollen wir länger in Attila's blutige Fußtapfen treten? Was wollen wir die Schuld, die er sich aufbürdet, mit auf uns laden? Glaube mir, er entgeht seinem Schicksale nicht; warum wollen wir uns in seinen Untergang verflechten? Folge mir; Hildegunde; ich führe Dich vom Blut; und Leichenfelde hinweg an den Hof Deines Vaters, und bitte ihn, unsere Liebe zu segnen.

— Wir flohen unterm Schutze der Nacht, und Walther brachte mich glücklich nach Babylonum an meines Vaters, König Herrichs Hof. Mit Rührung schloß mich der Greis in seine Arme, er nannte mich die Freude seiner sinkenden Tage und segnete den Bund unsrer Herzen. Doch nur zu schnell wurden wir daran erinnert, auf wie schwankenden Grund unser Glück gebaut sey. Als schon die Anstalten zu meiner Vermählung mit Walther getroffen waren, erschienen unvermuthet an meines Vaters Hofe Attila's

Geschäftsträger. Nicht sind wir gekommen, sagten sie, Deine entflohne Tochter als Geißel zurückzufordern; Attila, nachdem er seine Gemahlin Ospiru durch den Tod verloren, will seinen Thron mit Hildegunden theilen, und hat uns abgesandt, um sie zu werben, und sie als Braut ihm zuzuführen. — Voll Bestürzung hörte mein Vater dieses Begehren Attila's; ich zitterte; selbst Walther konnte seine Unruhe nicht verbergen. Wies mein Vater Attila's Forderung zurück. so wurde dieser sein unversöhnlicher Feind, der ihn mit der furchtbarsten Rache bedrohte; wollte er Attila's Bewerbung annehmen; so mußte unser Liebesbündniß zerissen werden. Königspflicht und Vaterliebe kämpften mit einander; Krone oder Kind — Ein Opfer galt es. Wie konnte mein Vater in dieser wichtigen Angelegenheit allein einen Entschluß fassen? Er berathschlagte sich mit seinen Råthen; wir, die Liebenden, harr-

ten ängstlich der Entscheidung. Ach, wie war es möglich, daß wir noch hoffen konnten, da der Ausspruch von Männern abhing, welche sich lediglich von ihrer Pflicht, für die Erhaltung des Reichs zu sorgen, leiten ließen? Als mein Vater aus der Versammlung kam, stürzten wir zu seinen Füßen und beschworen ihn, den gefaßten Entschluß, welcher es auch sey, uns kund zu thun. Er zog mich mit heftiger Bewegung an sein Herz. Sey stark, Hildegunde! sprach er. Du bist Attila's Braut! — Lautlos warf mich der Schmerz über mein schreckliches Verhängniß in Walthers Arme, und mein Vater verließ uns, denn der Anblick drohte sein Herz zu brechen. Meine Hildegunde! sprach Walthers, als ich wieder zu mir kam. Wie ein Nachtgespenst hat sich Attila zwischen unsere Liebe gedrängt, und unsere verschlungenen Hände aus einander gerissen. Wir müssen uns trennen; aber meinst Du, daß

ich nach Dir je einem andern Weibe angehö-
ren werde? Nimmer, Hildegunde, nimmer!
Findet mich früher oder später der Tod, Dein
Name soll das letzte Wort seyn, welches mei-
nen bleichen Lippen entflieht: Hildegunde,
wir müssen uns trennen, doch ich will Dir
ein Andenken lassen! — Er zog seinen Dolch,
und riß damit, ehe ich es verhindern konnte,
seine Brust auf, dann reichte er mir den
Stahl und sprach: Dieses Blut, Hil-
degunde, erinnere Dich an Walthers Liebe
und ewige Treue! Er stürzte fort und ließ
den Dolch in meiner Hand. Walthar, ich
verstand Dich! — Die Hunnen entführten
mich zum zweiten Male meiner Heimath und
brachten mich hieher in Attila's Lager, da er
eben im Begriff stand, durch des Erzbischof
Leo's Fürbitte gerührt, und durch die an-
sehnlichen Geschenke, die das schwache Rom
ihm spendete, beschwichtigt — Italien zu
verlassen, und seinen Heereszug gegen den

Orient zu wenden. — Freudig empfing mich Attila aus den Händen seiner Botſchafter; großmüthig erwähnte er meiner Flucht mit keinem Worte, er ſchloß mich in ſeine Arme und ſagte mir, daß meine Unerſchrockenheit in der Gefahr mir ſchon lange ſeine Liebe erworben, er hing mir Oſpiru's Halsſchmuck um und ſprach dabei: Sey mir, Hildegunde, was Oſpiru mir war! — Aber ich konnte an nichts, als an den unglücklichen Walthar denken, und ich wiederholte mir den Schwur, ihm treu zu bleiben, indem ich meine Hand an die Stelle legte, wo ich den Dolch verborgen trug. — Und als in dieſer Nacht Attila mein Lager theilen wollte, ſprach ich zu ihm: König, gewähre mir eine Bitte. — Gern, Hildegunde! verſetzte er. — So laß meinen Leib unberührt in dieſer Nacht, — hat ich — laß mich noch den nächſten Morgen als Jungfrau erblicken, und zwiſchen uns liege trenn-

nend und Wache haltend Odins gewaltiges Schwert. — Es sey so, wie Du wünschest, sprach der König und legte das entblößte Schwert zwischen uns. Und wie dies geschehn war, wandte ich mein Angesicht von Attila hinweg, denn mich durchschauerte mit heftiger Angst der Gedanke an das, was ich zu beginnen willens war. Duster brannte im Zelt die Lampe, und die Stille der Nacht wurde durch nichts unterbrochen, als durch die Athemzüge des Schlafenden und die Seufzer, welche sich von Zeit zu Zeit aus meiner Brust stahlen. Und ich dachte: Umstrickt von den Banden des Schlafs, wehrlos liegst du neben mir, du Völker- und Städtezertrümmerer, du, den so viele Thränen der Mütter, Weiber und Bräute verklagen. Was du sonst thatst und verbrachst; das richtete die Weltregierung; aber daß du um Walthers Liebe mich betrogst, das hast du mir zu verantworten. Wohlauf denn zum Hochzeit-

tanze mit Walters Braut! — Ich griff nach dem Schwerte; doch meine Hand fuhr be-
hend vom kalten Eisen zurück; ich fühlte es,
daß die That zu schwer für ein Weib war.
Sey ein Mann! sprach ich mir selbst zu.
Gedenk' an Walthern, gedenke daran, daß
wenn Attila nicht noch heut in die Arme des
Todes geführt wird, du morgen in seiner
verhaßten Umarmung die Treue, die du
Walthern zugeschworen hast, zum Opfer brin-
gen mußt. — Ich griff zum zweiten Male
nach dem Schwerte und meine Hand zitterte
nicht mehr. Aber — warf ich mir ein —
er schläft! Sollte mir nicht der Schlaf heil-
lig seyn, wenn es auch der Schlafende nicht
ist? — Ich horchte den Athemzügen seiner
empörten Brust, die schnell auf einander
folgten. — Gewiß (dacht' ich bei mir) träumt
er jetzt von neuen verderbenbringenden That-
ten, und wenn ich jetzt den Stahl in seine
Brust stoße, zerschneide ich vielleicht einen

blutigen Gedanken seiner Seele, und die Menschheit dankt mir diese That. So stirb dann! — Ich drückte mit festem Arme das Schwert in seine Brust und hatte gut getroffen, denn auf den Stoß folgte nur ein dumpfer Schrei und ein leises Nöcheln.

Hunnen! hier liegt der Ermordete vor Euch. Beurtheilt nicht die nackte That, sondern erwägt, was mich zu dieser That trieb. Ich gehe jetzt, vor den höchsten und gerechtesten Richtstuhl mich zu stellen. —

Bei diesen Worten sank Hildegunde leise ächzend neben Attila's Leiche zusammen, und als die Heerführer zu ihr hineilten und den Schleier hintwegrissen, sahen sie Walthers Dolch tief in ihrem Herzen stecken.

3.

Dreißig Römersklaven gruben Attila's Grab am Ufer des Po, wo er mit dem

Mincio zusammenfließt. Publius! fing der Eine an, das dachte Attila wohl nicht, daß Römerhände ihm sein Grab bereiten würden.

Macht dieses Geschäft Dich stolz? fragte Publius. Thörichter, vielleicht denkst Du selbst nicht daran, daß dieses Grab auch uns Alle, die wir es aushöhlen, zu umfassen bestimmt ist, daß unsere Leichen das Bette von Attila's Sarge werden.

Erster. Wollen wir denn bloß immer an uns denken? Wollen wir es ganz vergessen, daß wir Römer sind, daß wir ein Vaterland haben, welches unter Attila's Geißelschlägen litt, und nun seines ärgsten Feindes los ist?

Zweiter. Seines ärgsten Feindes — sagst Du? Roms ärgster Feind ist Rom selbst; es verschlingt wie Saturn seine eigenen Kinder.

Erster. Der Kaiser, wenn er Attila's

Fall erfährt, wird Siegesfeste und Spiele feiern. —

Zweiter. Ist dies nicht die Freude eines Wahnsinnigen, dem man die wohlthätigen Bande löst, welche ihn abhielten, sich selbst zu schaden? War es nicht Attila, der Roms Lebensflamme wach erhielt?

Erster. Rom ist noch nicht so tief gesunken, daß es sich nicht wieder aufrichten könnte. Römersinn ist noch nicht verschwunden.

Wie schön (spottete der Andere) paßt diese Sprache zu unserer rasselnden Kette!

In diesem Augenblicke traten die Hunnischen Aufseher herzu, welche in der Entfernung auf- und abgegangen waren, und riefen mit geschwungener Geißel: Heda, verruchte Sklaven, was murmelt ihr dort? Nährt euch!

Und die Römer gruben schweigend weiter und warfen aus der Vertiefung die Erdblocke empor.

Als die Aufseher sich wieder etwas entfernt hatten, fingen zwei andere Sklaven ein leises Gespräch an. Sage, Servius! sprach der Eine; wem galt die Thräne, die jetzt aus Deinem Auge fiel?

Sie war ein Todtenopfer! versetzte der Andere.

Erster. Wie? um Attila weinst Du, den Feind unsers Volks?

Zweiter. Laß mir die Thräne. Nur den Lebenden haßt' ich, den Todten ehr' ich. Er streifte wie ein gewaltiger Sturm über den Erdkreis und reinigte die verpestete Luft. Es ist des Sturmes Natur, daß er niederreißt, was sich ihm entgegen dämmt. Eine harte Krankheit kann nur durch harte Mittel geheilt werden. — Attila war ein großer Mann; laß mir die Thräne um ihn!

Erster. Groß nennst Du ihn? — Er war nichts, als ein roher zügelloser Eroberer.

ver; er fand seine Freude daran, mit dem zahllosen Heere seiner Völker, gleich einem Heuschreckenschwarme, blühende Länder zu überfallen und zu verheeren. Ihm galt der Mensch nichts!

Zweiter. Konnte unser entartetes, erniedrigtes Volk ihm Achtung einflößen? Tullius, wir wollen gerecht seyn. Die Römer waren's, die ihm den heiligen Glauben an die Menschheit stahlen. Manche That könnte ich Dir nennen, wodurch Attila seine Seelengröße bewährte! — Weißt Du, wie er gegen den Dichter Marulus aus Kalabrien handelte? Dieser niedrige Schmeichler lud nach Attila's Einzuge in Padua den König, seine Heerführer und die Vornehmsten der Stadt ein, der Vorlesung eines von ihm verfaßten Gedichts im Athenäum beizuwohnen. Attila war der Held des Gesanges. Mit den ungemessensten Lobsprüchen erhob der Poet die Thaten des Königs, er eignete

ihm die Ehre des Siegs auf den Katalaunischen Feldern zu, er pries die Einnahme Aquileja's als eine glorreiche That. Dich, o Attila, (so schloß er) dessen Thaten den Erdkreis in ehrfurchtsvolles Erstaunen setzen, Dich konnte keine sterbliche Mutter gebären; Du bist ein Sohn der unsterblichen Götter! — Da erhob sich Attila, der schon lange mit finster verzogenen Augenbraunen zugehört hatte, hastig von seinem Sitze und blickte Verderben dem Schmeichler entgegen. Lügensohn! rief er ihm zu. Zu schaamloser Schmeichelei, zu Lästerungen mißbrauchst Du die schöne Gabe des Gesanges, welche die Götter Dir verliehen haben? Wie kannst Du mich Sieger nennen in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern, wo schwer und hart der Arm des Schicksals auf mir lag? Wie kannst Du mich rühmen wegen der Einnahme Aquileja's, die mit ihren Schrecken ein ewiger Vorwurf mir bleiben

wird, weil ich dabei blos den Eingebungen meines ungebändigten Zornes folgte? Wie endlich konntest Du Dich vermessen, mich, den nichtigen Erdensohn, den unsterblichen Göttern gleich stellen zu wollen? Für diese Lästerung sollst Du auf dem Scheiterhaufen büßen, und mit Dir werde Dein frevelndes Gedicht den Flammen übergeben. Ergreift und bindet ihn! — Indem die Wache Attila's Befehl zu vollziehen eilte, nahte sich der greise Edekon und sprach: Herr, nicht ungerecht kann ich die Strafe nennen, die Du über den Unglücklichen verhängst, allein durch sein trauriges Schicksal werden auch die wahrheitsliebenden Schriftsteller unter den Zeitgenossen abgeschreckt werden, Deine Geschichte zu beschreiben. Herr, bedenke dies! — Da blickte der König, Edekons Worte erwägend, vor sich nieder, dann rief er: Nein, das will ich nicht, daß die Wahrheit den

Mund verschließe, weil ich den unver-
schämten Lobredner so streng bestrafte.
Das Leben soll Dir geschenkt seyn, Elen-
der; aber vermeide mein Angesicht! —
Tullius! war diese Handlungsweise Atti-
la's nicht edel und groß, war sie nicht ein
Beweis der unerschütterlichsten Wahr-
heitsliebe? Ein Römer hätte die niedrige
Schmeichelei belohnt; Attila fand sie straf-
würdig.

Erster. Doch oft war es auch prah-
lender Uebermuth, den der Hunnenfürst mit
dem Kleide der Wahrheitsliebe überdecken
wollte. So sah er im kaiserlichen Pallast
zu Medecolanum ein Gemälde, welches die
Beherrscher des Morgen- und Abendlandes
auf ihren Thronen sitzend vorstellte. Zu ih-
ren Füßen lagen die Fürsten der Scythen in
Fesseln. Dieser Anblick erregte den heftig-
sten Unwillen Attila's. Hätte er das Ge-
mälde vernichten lassen, ich würde ihn nicht

darum getabelt haben. Aber was that er? Er ließ das Bild übermalen, sich auf dem Throne sitzend vorstellen, und die beiden Kaiser gegenüber in gebückter Stellung, Geldsäcke auf den Schultern tragend, womit auf ihre Tributpflichtigkeit hingedeutet wurde. In dieser Handlung zeigt sich blos der übermüthige Sieger.

Zweiter. Nichts nicht zu streng. Der lächerliche Hochmuth, der in dem Gemälde sich kund that, verdiente diese beschämende Bestrafung. — Aber still! dort bringen sie schon Attila's Sarg. Er ist von Eisen, doch er verbirgt noch einen silbernen und einen goldenen Sarg, und in dem letztern liegt die Leiche. Tullius, so war der König! Eine rauhe Außenseite verhüllte sein edles und schönes Herz.

Dreißig andere Römerklaven brachten keuchend die Last. An schweren Ketten zitterte der Sarg in die Tiefe, bleich lagen die

Skaven auf ihren Knien um das Grab her, und als Orestes winkte, schwangen die Hunnen ihre Dolche gegen die Gefangenen und stürzten die Durchbohrten als Todtenopfer in die Gruft.

Tiefes Schweigen umher heiligte den großen Augenblick, und manche Thräne versiegte im lockern Boden, während die Hunnen das Grab mit Erde zuschütteten und ein schweres Felsenstück darauf wälzten.

4.

Aber Rom jauchzte, als es die Nachricht vom Fall seines furchtbaren Feindes erhielt. Kaiser Valentinian ordnete ein feierliches Lob- und Dankfest in allen Kirchen an und erschöpfte seinen Schatz, um das Volk in eine taumelnde Bacchantenschaar umzuschaffen. Er selbst ergabte sich in seinem Pallaste an den Spielen der Gaukler und

an den schaamlosen Tänzen leichtsinniger
Dirnen.

Aus diesem Freudenrausche riß ihn He-
raklius, sein Günstling, indem er ihn
mit geheimnißvoller Miene in ein einsames
Zimmer winkte.

Valentinian! — fing der Höfling an.
— Ueberlaß Dich nicht unbedachtsam dem
Taumel des Vergnügens. In Attila ist ein
mächtiger Feind Dir gestorben, aber ein eben
so mächtiger droht an seiner Stelle gegen
Dich aufzustehn.

Bal. Heraklius, Du erschreckst mich.
Sieh, meine Knie zittern schon, und ich
weiß noch nicht, wen Du meinst.

Herakl. Wie, wenn ich Dir den Na-
men Aëtius nenne?

Bal. Mein Feldherr? Nein, Herak-
lius, Du hast mich ohne Grund erschreckt.
Aëtius ist treu. Er war es ja allein, durch
dessen Muth und Erfahrung Attila in sei-

nem Siegslaufe aufgehalten wurde, er hat in so vielen Schlachten sein Leben für mich aufs Spiel gesetzt; er kann mein Feind nicht seyn!

Herakl. Was er that, that er für Dich nicht. Für sich, blos für sich. Alle seine Thaten sind Geburten seines Ehrgeizes. Er wollte Attila'n verderben, weil er ihn als den Feind seines Ruhmes haßte. Nun dieser todt ist, greift er nach Deiner Krone. — Hast Du vergessen, wie keck und trotzig er oft in Gegenwart Deiner kaiserlichen Majestät und Deiner erlauchten Mutter sprach. Wie oft er selbst im hohen Rathe erklärte, daß er seine Handlungen von Niemandem meistern lasse, und Keinem Rechenschaft schuldig sey, als sich selbst? — Dieser Uebermuth, diese kecke Zuversicht, dieser unersättliche Ehrgeiz ist es, der ihn zum Hochverräther macht. Er hat gestern Rom verlassen und den Weg nach Mantua

genommen. Während Du Dich hier mit Spielen belustigst, schließt er ein verrätherisches Bündniß zu Deinem Untergange mit den Hunnischen Heerführern, und die Kohorten, die Du ihm anvertraut hast, sind die ersten, die er zu Deinem Verderben braucht.

Val. Halt ein, Heraklius! Siehst Du nicht, daß Deine Rede mir die Farbe des Angesichts gestohlen hat? — Sprich, rathe: durch welches Mittel können wir die drohende Gefahr abwenden?

Heraklius. Das Mittel ist leicht gefunden, wenn Du mir den Gebrauch freigiebst.

Valentinian. Ja, lieber Heraklius; thue, was Du für nöthig hältst, handle für mich! — Sieh, noch be-
be ich vom Schrecken, den Du mir einjagtest, an allen Gliedern. Laß mich zurück in meine Säle, damit ich mich

in den Armen der Mädchen wieder erhob
le. Handle für mich, Heraklius, hörst
Du?

Das Mittel ist leicht! sagte der Günst-
ling, als der Kaiser weggegangen war.
Zwei bewaffnete Arme sende ich dem Uer-
bermüthigen nach, dann theilen sich die
Kaiserin Plazidia und Heraklius in die
Regierung des Occidents!

5.

Einsam war es um Attila's Grab her,
denn die Hunnen hatten gleich nach der
Beerdigung ihres Königs Italien verlas-
sen und sich nach Pannonien gewen-
det. Aëtius kam und fand die leere La-
gerstätte. Er blickte weit umher und
sah das Felsenstück liegen, tief eingesun-
ken in die aufgegrabene Erde. — Dumpf
rauschten die Wellen des Mincio, der
Wind bewegte die Zweige des Lor-

beers, der neben dem Steine stand,
und in der Luft zog ein großer Adler
hin.

Ja, dies ist die Stelle, rief er, wo
Du begraben liegst, Attila! Wir haben
uns gehaßt und geliebt, doch in Deinem
Tode ist mein Haß untergegangen und
nur meine Liebe lebt noch. Ruh' in
Frieden in Deinem Grabe! — Deine
Laufbahn ist geschlossen, mich trägt noch
weiter die stürmische Welle des Lebens,
und ein Heer ungeborner Thaten drängt
sich in meiner unruhigen Brust. —
Hier, sagte die Seherin, würde ich die
Antwort auf meine Fragen erfahren,
hier würde die Zukunft mir den ver-
hüllenden Schleier öffnen. Wohlan denn,
rede, Schicksal! Ich bin gefaßt, Dich zu
hören

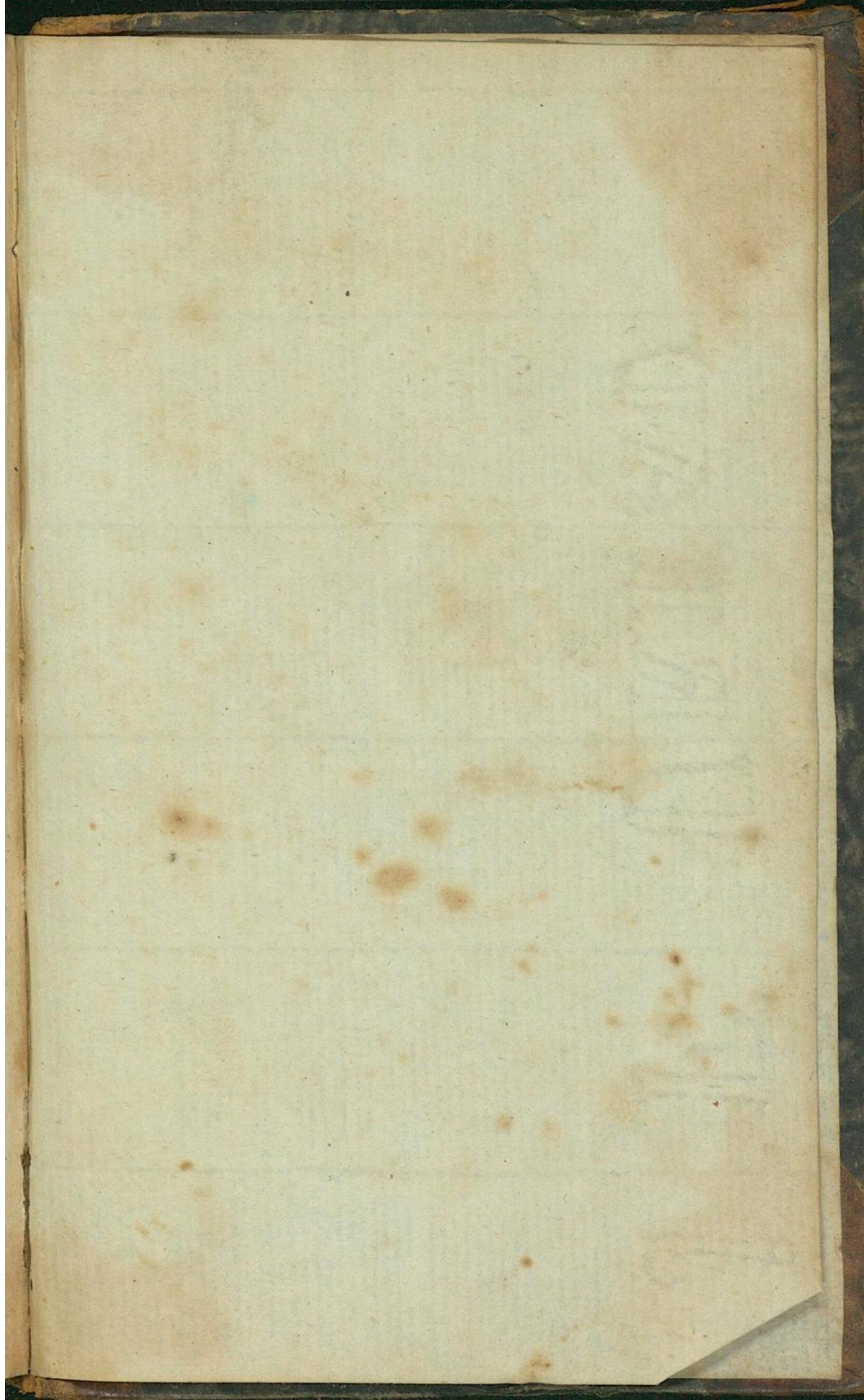
Da stürzten aus dem Gebüsch die
Mörder hervor, die Heraklius gedungen

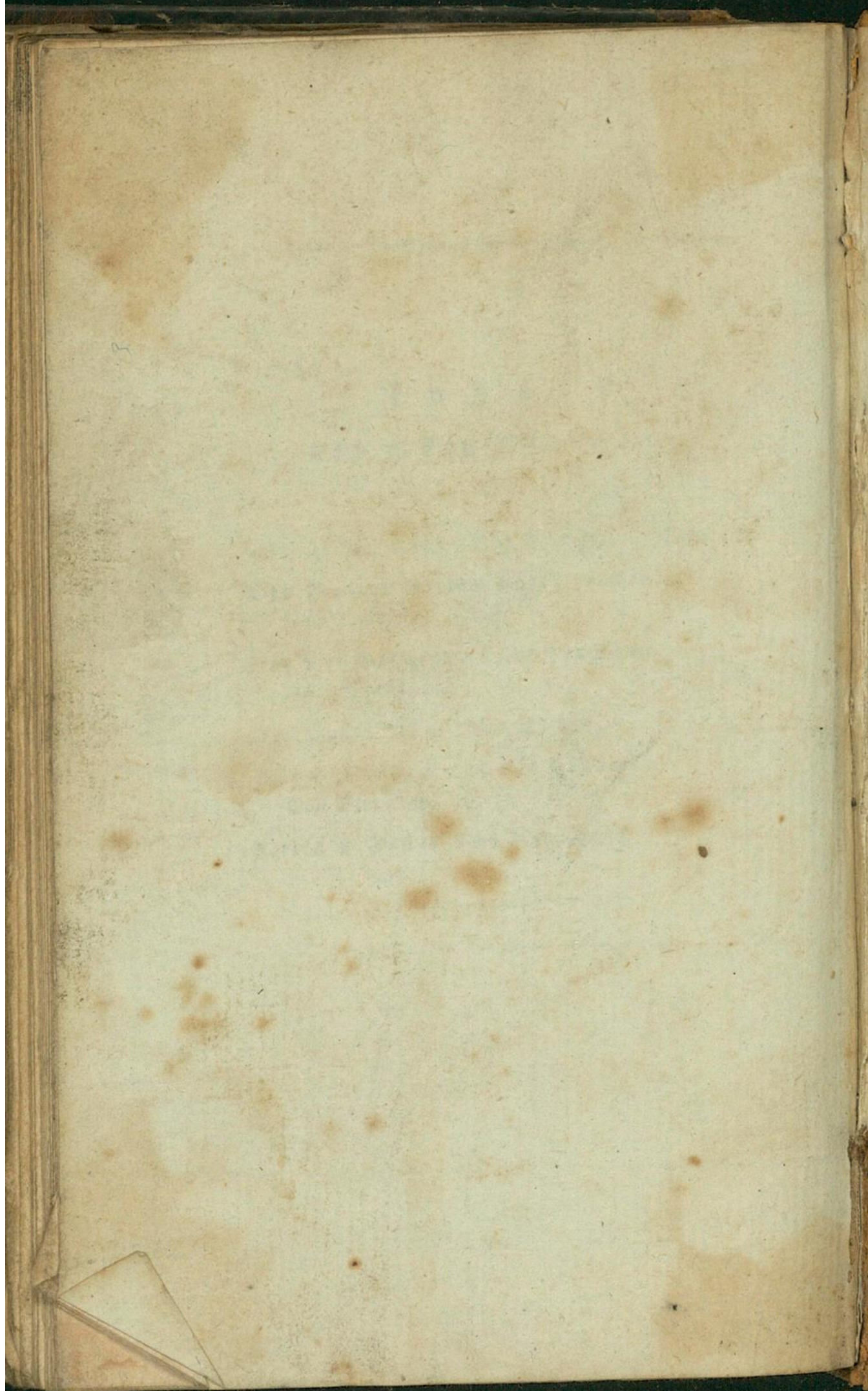
hatte, und von ihren Dolchen getroffen
sank Aëtius auf Attila's Grabe
nieder.

Der Herausgeber.

Die stille Insel.	Von Berengar.	Seite	3
Des Malers Leiden und Freuden.			
Von Adalbert.	: : : : :	—	24
Der Abt Gerasimus und der Löwe.			
Vom Herausgeber.	: : : : :	—	120
Die Befehung.	Von Willibald.	—	132
Das Ständchen und das Körbchen.			
Von Demselben.	: : : : :	—	187
Attila's Grab.	Vom Herausgeber.	—	205

Die stille Insel.	Von Berengar.	Seite 3
Des Malers Leiden und Freuden.		
Von Adalbert.	: : : : :	— 24
Der Abt Gerasimus und der Löwe.		
Vom Herausgeber.	: : : : :	— 120
Die Befehung.	Von Willibald.	— 132
Das Ständchen und das Körbchen.		
Von Demselben.	: : : : :	— 187
Attila's Grab.	Vom Herausgeber.	— 205





25

